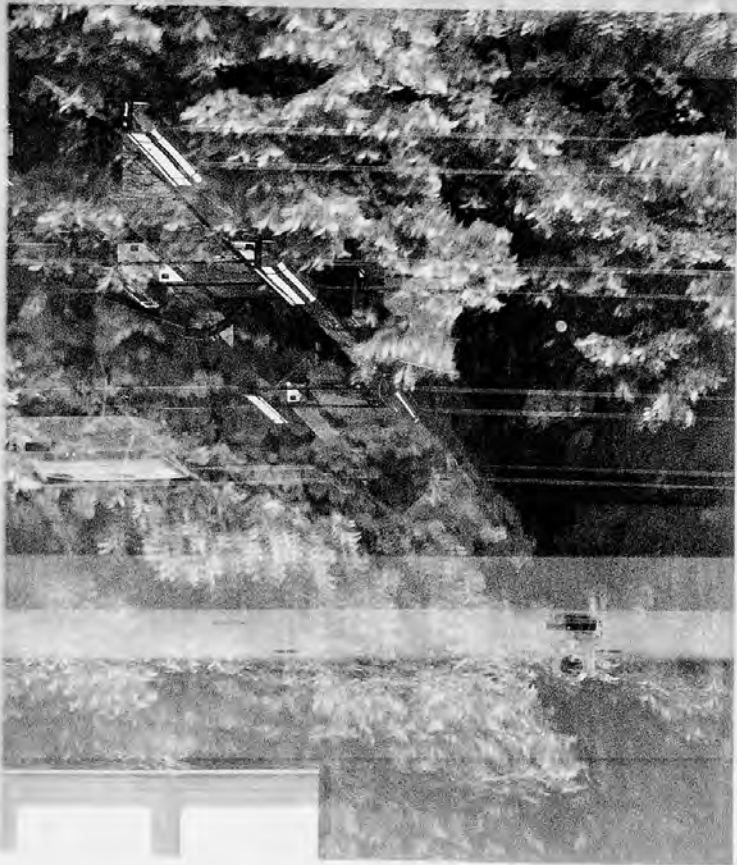


land



N°23 · 05.06.2026 · 73. Jahrgang

Unabhängige Wochenzeitung für Politik, Wirtschaft und Kultur

POLITIK

Die Vergessenen

Wie dringend die Jugendschutzreform ist, zeigt sich an der Unité sécuritaire in Dreiborn, wo Schutzbedürftige neben Straftätern einsitzen. Ein Besuch

S. 3

Saucisse et politique

Conseillère communale DP à Luxembourg, Anne Kaiffer se distingue par son franc-parler et son envie de changement. Un portrait

S. 7

Luc's Bazar

Glossaire des négociations tripartites en cours

S. 8

WIRTSCHAFT

Lactalis, le goût du vice

En laissant tomber ses producteurs locaux, la multinationale française fait douter l'agriculture luxembourgeoise

Foto: Sven Becker

S. 11

FEUILLETON

„De Carlo war e Knéckjang“

Aus senger Fieder stammt deen alleréischte Layout vum *Land*: 105 Joer ass de Grafiker, Zeechner a Schrëftsteller Pe'l Schlechter dësen Abrëll ginn

S. 18



6,50 €

Arbeitskraft Arzt

IIII Peter Feist

Wie viele Ärzt/innen leisten Dienst am Patienten? – Man sollte meinen, diese Frage sei hierzulande leicht zu beantworten. Denn über das *conventionnement automatique et obligatoire* sind alle Kassenärzte bei der CNS. Doch so einfach ist das offenbar nicht. Wer den Jahresbericht 2025 der Generalinspektion der Sozialversicherung (IGSS) liest, der sich auf das Jahr 2024 bezieht, kann den Eindruck haben, dass eine wundersame Ärztevermehrung stattgefunden hat. Von 2 321 auf 3 572, oder um 58 Prozent. Gegenüber dem Jahr 2023 gab es 41 Prozent mehr Allgemeinmediziner, 50 Prozent mehr Kinderärztinnen, 42 Prozent mehr Zahnärzte. Die Aufzählung ließe sich fortsetzen.

Natürlich gab es die wundersame Ärztevermehrung nicht, sondern eine Änderung in der Statistik. Noch für die zum Jahr 2023 hatte die IGSS, wie früher, lediglich Ärzt/innen im Alter von 25 bis 74 erfasst und nur mit einer „activité significative“. Signifikativ war, wenn innerhalb eines Jahres bei der CNS wenigstens das Äquivalent des einfachen sozialen Mindestlohns abgerechnet wurde. Im Jahr 2023 taten das 2 321 Mediziner/innen. Nach dem neuen Ansatz spielt das Alter keine Rolle mehr, und als „praticien“ wird schon gezählt, wer in einem Jahr wenigstens eine Abrechnung einreichte, egal was auf der Rechnung stand. 2024 traf das auf 3 572 Ärzt/innen zu, 58 Prozent mehr.

Man kann das für eine schlechte Idee halten. Denn mit so laschen Kriterien wird zwangsläufig auch erfasst, wenn ein pensionierter Arzt sporadisch noch Sprechstunden gibt. Oder wenn einer aus dem Ausland nur manchmal in Luxemburg tätig ist. Um gerade solche Fälle auszuschließen und eine einigermaßen klare Vorstellung von der medizinischen Versorgung im Lande zu bekommen, war die *activité significative* eingeführt worden.

Zum Glück halten die IGSS und das Observatoire national de la santé, auf das die Neuerung zurückgeht, sie nur für eine Etappe. Das Observatorium führt mehr im Schilde. Es möchte ein klareres Bild von der medizinischen Versorgungslage liefern, als die *activité significative* erlaubt. Denn die meisten Ärzt/innen sind Freiberufler. Manche arbeiten besonders viel, andere besonders wenig: Nicht nur als schon Pensionierte oder als nur manchmal hier Tätige, sondern vielleicht auch, weil sie das für ihre Work-Life-Balance so wollen. Am Beispiel der Allgemeinmedizin hat das Observatorium das vorgerechnet: 2023 hatten 23 Prozent der Generalist/innen Honorareinnahmen um den Medianwert von damals 202 800 Euro in der Disziplin. Eine Minderheit von 7,3 Prozent lag um mehr als das Doppelte über diesem Median, und ein Fünftel nahm höchstens das 0,2-fache vom Median ein – unter ihnen waren mehr als 50 Prozent aller Generalist/innen über 64, aber auch viele junge.

Noch ist das nur ein Beispiel und nicht als Standard im System angekommen. Kommt das im System an, dürfte die Statistik nach einer scheinbaren Ärztevermehrung im Jahre 2024 demnächst von einem scheinbaren Ärzteschwund zu erzählen haben. Denn allein schon wenn bei jungen Ärzt/innen die Haltung verbreitet ist, nicht leben zu wollen, um zu arbeiten, sondern umgekehrt, dann ist eine entsprechend angepasste Optik auf den Dienst am Patienten nötig. Dann ist definitiv nicht jede „Arbeitskraft Arzt“ identisch.

Bis es soweit ist, arbeitet die CNS intern weiterhin mit der *activité significative*. Und kann berichten: Sogar wenn man diese Schwelle höher ansetzt als bei einem einfachen Mindestlohn-Äquivalent im Jahr, nämlich bei 50 000 Euro, dann hat zwischen 2012 und 2024 die Zahl der so aktiven Ärzt/innen stärker zugenommen als die ansässige krankenversicherte Bevölkerung. Letztere wuchs in diesen 13 Jahren um durchschnittlich 1,84 Prozent jährlich. Die der Generalisten wuchs um 4,1 Prozent, die der Kinderärzte und der Zahnärzte um je fünf Prozent, und so fort. Das ist durchaus beruhigend. Es zeigt, dass Luxemburg als Arbeitsort für die Medizin attraktiv ist. Trotz des *conventionnement automatique et obligatoire* oder gerade seinetwegen. ●



Politik

Die Vergessenen

III Sarah Pepin

Wie dringend die Jugendschutzreform ist, zeigt sich an der Unité sécuritaire in Dreiborn, wo Schutzbedürftige neben Straftätern einsitzen. Ein Besuch

Ein Krankenwagen fährt am Montagmorgen durch die Eingangspforten der Sicherheitseinheit für Minderjährige in Dreiborn. Auch die Polizei ist anwesend. Sie holt eine Jugendliche ab, die sich am Sonntag während eines Fußballspiels an der Hand verletzt hat und medizinische Versorgung benötigt. Die Polizisten, in Uniform, werden sie in die Notaufnahme einer Klinik begleiten, und sie in Handschellen am frühen Nachmittag zurück in die Unité sécuritaire (Unisec) bringen – mit einem gebrochenen Finger. Laurent Kocks, Psychologe, Psychotherapeut und Direktor der Unisec, und Joëlle Ludewig, Sonderpädagogin und Ko-Direktorin, sind eingetroffen. Im Eingangsbereich haben die Jugendlichen Beethoven mit einer Gangster-Kappe an die Wand gesprüht. Es ist eng, genau wie im Treppenhaus und in den Gängen des grauen Betonbaus. Ein großer Kontrast zu den sonnigen Weinbergen, die hinter dem Gebäude liegen – und die die Jugendlichen hinter Mauern und vergitterten Zimmerfenstern wahrnehmen.

In der Unisec, ein Teil des Centre socio-éducatif de l'État (CSEE), leben zwölf Minderjährige, denen ein Freiheitsentzug als erzieherische Maßnahme vom Jugendgericht verordnet wurde; drei Monate Minimum, bis zu sechs, neun, bei besonders schwierigen Fällen zwölf Monate oder mehr. Eine Obergrenze gibt es nicht, erst wenn die Minderjährigen 18 werden, müssen sie hier weg. Als Jugendknast versteht man sich hier jedoch nicht, sondern als Ort, der dem Erziehungsministerium untersteht und der dank einer intensiv-pädagogischen Intervention zu einer Resozialisierung des auffälligen oder straftätigen jungen Menschen beitragen soll. Derzeit sind die Plätze von sechs Mädchen und sechs Jungs belegt, die zu dritt in vier Wohngruppen leben. Das Haus verfügt über ein Erzieherteam, zwei Psychologen und einen Sozialarbeiter, einen Ergotherapeuten und Lehrpersonal, das die Jugendlichen unterrichtet. Ein Kinder- und Jugendpsychiater kommt jede Woche vorbei.

Durchgangstüren werden mit einem langen Schlüssel aufgesperrt, auch alle Fenster bleiben verschlossen. Der Alltag ist durch Schuleinheiten, Freizeit und gemeinsame Mahlzeiten strukturiert. Da die Jugendlichen zum Teil seit Jahren aufgrund von chronischen Ausrissen nicht mehr regulär in die Schule gegangen sind, muss der Unterricht differenziert und individuell sein. In der Unisec wird jeden Tag sechs Stunden gelernt – sie sollen wieder anbeißen, sagt der Verantwortliche Lehrer Jean-Claude Kaut. In einem der Schulräume hocken zwei Jugendliche mit Kopfhörern vor Computern und blicken konzentriert auf ihre Musiksoftware. In der Ecke stehen ein

Mikro und eine Gitarre. Sie schreiben Songs, in denen sie ihr Erleben festhalten, Musik sei ein „großes Ventil“, sagt Jean-Claude Kaut. Er zeigt ein Video-Beispiel: „Je suis seul“, rappt ein Junge mit Maske in die Kamera, „quand j'aurai de la thune, je t'offrirai une maison sur la lune, ça c'est sûr.“ Eine Videoarbeit wurde dieses Jahr zum ersten Mal in den Crème-fraîche-Wettbewerb des SNJ eingeschickt, um die Teilhabe der Insass/innen auch in einer Zeit zu stärken, in der sie von der Außenwelt abgeschottet sind.

Egal wo die Jugendlichen sich außerhalb ihres Zimmers aufhalten, ein Wächter einer externen Sicherheitsfirma ist stets anwesend. „Es geht neben der Sicherheit des Personals darum, dass die Jugendlichen zur Ruhe kommen“, erklärt Joëlle Ludewig. Darum, dass sie sich um ihre eigene Sicherheit keine Sorgen mehr machen müssen, sagt Ludewig. Natürlich haben die Wächter eine abschreckende Wirkung. Sie dienen auch dazu, etwaige Konflikte zwischen den Jugendlichen zu unterbinden oder sie gar nicht erst entstehen zu lassen. Solche gab es in der Vergangenheit zur Genüge: Im Dezember 2022 kam es zu einer Revolte, mehrere Polizisten, Erzieher und Jugendliche wurden dabei verletzt; auch Fenster und Glastüren wurden stark beschädigt.

Frappierend – und alarmierend – sind die unterschiedlichen Profile der Jugendlichen. Hier leben sowohl Minderjährige, die sexueller Ausbeutung ausgesetzt sind oder sich prostituieren, als auch Jugendliche, die schwere Straftaten begangen haben, etwa Messerattacken, versuchter Mord oder Mord. Oft spielen Drogenkonsum, Drogenhandel und Diebstahl eine Rolle, manchmal kreuzen sich diese Dinge mit psychischen Auffälligkeiten. Multiple Traumata und Bindungsstörungen führen dazu, dass die Teenager kaum mehr Vertrauen in Erwachsene haben. Sie sind sowohl Opfer als auch Täter. Die Frage nach einem vergleichsweise langen Freiheitsentzug von mehreren Monaten als Maßnahme des Jugendschutzes stellt sich insbesondere für jene Kinder, die eher Opfer als Täter und deren Delikte weniger gravierend sind. Ralph Schroeder, Direktor des CSEE, erklärt per E-Mail: „Der Jugendliche wird dem Gesetz von 1992 nach nicht für eine Tat bestraft – der Jugendrichter schaut im Sinne des Jugendschutzes auf die Gesamtsituation“; die Straftat sei ein Teil des Ganzen.

Dass die Profile in der Unisec derart heterogen sind, bleibt ein hartnäckiges Problem der Jugendhilfe in diesem Land. Außer ein paar engagierten Kinderrechtlern scheint sich die Politik mehr oder weniger mit dieser Realität abgefunden zu haben. Die Jugendschutzreform, die Gesetzentwürfe 7991, 7992 und 7994 samt Jugendstrafrecht, lassen weiter auf sich warten. Das Resultat lässt sich hier und in der geschlossenen Jugendpsychiatrie, der Orangerie Drei in Ettelbrück (*d'Land*, 13.02.2026), in Echtzeit nachverfolgen.

Im zweiten Stock der Unisec leben die Mädchen. Eine graue Couch zielt den Aufenthaltsraum, in dem nach der Schule ferngesehen oder Playstation gespielt wird. Der Ort sieht außerordentlich beklemmend aus, daran ändert auch ein Graffiti mit dem Wort „Air“ nichts. Laurent Kocks sperrt eine der Zellen auf. Milenas* Zimmer ist besonders aufgeräumt: Cremes und Pflegeprodukte stehen aufrecht nebeneinander, T-Shirts und Hosen liegen millimetergenau gefaltet in den Regalen. Neben dem Eingang hängt eine Toilette. Wie alle anderen hat auch Milena ein kleines Wandschlagpolster, in das sie reinschlagen kann, wenn sich zu viel Emotion anstaut. Auf ihrem Pult liegen zwei Bücher und ein Notizbuch, Zitate aus Hip-hop-Songs schmücken die Wand. Sie erzählen vom Wiederaufstehen nach Widrigkeiten, von Kampf.

Hier leben sowohl Minderjährige, die sexueller Ausbeutung ausgesetzt sind oder sich prostituieren, als auch Jugendliche, die schwere Straftaten begangen haben

Die Unisec nutzt den Freiheitsentzug als „erzieherische Maßnahme“



Die Isolierungszelle der Unisec

Sven Becker

[Fortsetzung von Seite 3]

Milena lebt seit Dezember hier. Sie sitzt sie im Besucherzimmer, wacher Blick, Tätowierungen an den Armen, „Trust God“, Schmetterlinge, ein Kreuz. Am linken Arm sind lange Narben von Selbstverletzungen zu sehen, die einen Eindruck dessen vermitteln, was sie in ihrem Leben erlebt hat. Milena ist oft ausgerissen, hat sich Heimstrukturen und anderen gerichtlichen Verordnungen entzogen. Aufenthalt bei einem Verwandten scheiterten. Sie sei in erster Linie hier, um sie vor sich selbst zu schützen, heißt es in einem Vorgespräch mit Joëlle Ludewig, „fir et nach emol viru sengen 18 Joer ze pake kréien“. Sie habe mehrere Monate gebraucht, um hier anzukommen, sagt Milena. „Heute bin ich sehr dankbar für die Unterstützung.“ Wie ist es für sie, eingesperrt zu sein? „Es ist eigentlich so wie im Heim. Draußen meinten alle, die Unisec ist voll strikt, aber es ist kein Weltwunder.“ Sie habe vorher nicht mehr gewusst, wie es weitergehen soll, war an einem Tiefpunkt angelangt. Die Zeit hier empfindet sie als sinnvoll. Wie jeder Jugendliche hier fokussiert sie sich nun auf ein Projekt: Vergangene Woche absolvierte sie ein Praktikum in einem Altenheim,

das gefiel ihr sehr. Sie wünscht sich, nach der Unisec bei ihren Großeltern zu wohnen und sich zur Pflegekraft ausbilden zu lassen. Sie sei ungeduldig, doch alles passiere zum richtigen Moment. „Ich habe alle meine Probleme geregelt. Ich wollte immer ein normales Leben, jetzt bin ich auf einem guten Weg. Es muss jetzt klappen.“

Pause im Schulunterricht, die Jugendlichen strömen in den Innenhof. Dort steht ein graues Schwimmbad, das bei gutem Wetter genutzt wird. Die damit einhergehenden Regeln und Strafen, die bei Verstößen gelten, haben die Teenager selbst entwickelt: Warnungen oder Ausschluss, weniger Privilegien. Das Smartphone geben sie zu Beginn der Inhaftierung ab; viele dürfen täglich 30 Minuten mit Familie telefonieren, je nach Lage. Besuch kommt am Wochenende, eine Stunde maximal. Netflix gibt es bei gutem Benehmen am Freitagabend in der *Stuff*. Ihren Sinn für Humor haben die Jugendlichen nicht verloren: Der kleine Laden, der sie mit Snacks versorgt, trägt den Namen Unisnack. Nachdem das Anti-Folter-Komitee beanstandet hatte, dass begleitete pädagogische Ausgänge möglich sein müssen, sind diese Teil des Alltags geworden. Eine „Immersionsmaßnahme“ kann sowohl der begleitete

Gang in die reguläre Schule oder zu einem Praktikum sein. Wöchentlich besuchen die Mädchen und Jungs einen pädagogischen Bauernhof mit Ziegen und Riesenschnecken.

„Wir sehen uns neben der geschlossenen Jugendpsychiatrie als letzter Schritt im Hilfesystem“, sagt Joëlle Ludewig. Im Sechs-Wochen-Rhythmus geht ein Entwicklungsbericht über die Teenager an den Jugendrichter, um die individuelle Situation anpassen zu können. Ludewig beobachtet, dass die Jugendlichen, die eingewiesen werden, jünger werden. Mittlerweile sind sie öfter zwölf oder dreizehn – in diesem Alter bereits Opfer von Prostitution oder Menschenhandel. Die Ko-Direktorin befürwortet die Einführung eines Jugendstrafrechts – „vor zehn Jahren hätte ich das noch nicht gesagt“ –, damit die Situationen klarer getrennt werden können. „Wir warten seit Jahren auf die Reform.“ Wünschenswert seien flexible, hoch spezialisierte Strukturen, wie sie im Ausland existieren. Sie können schließen, wenn Gefahr besteht, und öffnen, wenn die Situation es zulässt, erläutert Joëlle Ludewig. Meist seien die Teenager zu Beginn aufständisch, dann baue man eine Bindung auf – und viele blühten auf. „Wir versuchen, uns nicht auf die Verhaltensauffälligkeiten zu fokalisieren, sondern darauf, dass sie noch in der Entwicklung sind“, erklärt Direktor Laurent Kocks. Die Eltern versuche man, wenn möglich, wieder in die Pflicht zu nehmen, doch wenn sie „desinvestiert“ seien, gebe man irgendwann auf. Das Personal braucht ein dickes Fell: „Wer sich von einem ‚Hurensohn‘ persönlich angegriffen fühlt, kann hier nicht arbeiten“, sagt Laurent Kocks.

Im Raum neben dem Musikzimmer sitzen drei Schüler im Theorie-Kurs. Zwei von ihnen lernen Französisch auf dem Niveau einer 5^e Préparatoire und Adapte, ein dreizehnjähriger Junge lernt die Grundlagen des Französischen, da er die Landessprachen noch nicht beherrscht. Im Kunstatelier im Erdgeschoss beschäftigen sich zwei Mädchen, eine malt ein Anime-Bild aus. Sie sieht bedrückt aus und meidet jeglichen Blickkontakt. Sie ist bereits zum dritten Mal in der Unisec.

Philipp* lebt seit zwei Monaten hier. Was er im Gespräch „ein Missverständnis mit schlechtem Ende“ nennt, war eine Messerattacke. Er ist 16, muskulös, trägt Jogginghose. Wie fühlt er sich? „An manchen Tagen geht es mir gut, an anderen nicht.“ Bevor ein Platz frei wurde, saß er zwei Wochen im Erwachsenen-Strafvollzug in Schrassig. Wie war es dort? „Im CPL ist man auf sich alleine gestellt, schaut fern und isst seine Kelloggs“, erzählt er. Dass er hier in Gemeinschaft lebt, findet er gut – man „vergesse den Schmerz“. Das Negativste an der Unisec sei, hier zu sein. „Jeder will raus.“ Nicht zu wissen, wann er rauskomme, empfindet er als stressig. Er bereue seine Tat hundertprozentig und verbüße nun die Strafe, sagt er. Wenn er draußen ist, hat er vor, Klempner zu werden. „Seit ich hier bin, stehe ich meiner Familie näher als zuvor. Ich habe gesehen, wie sehr ich sie enttäuscht habe.“

Im Erdgeschoss der Unisec befindet sich die Isolierungszelle. In „akuten Krisen“, etwa bei Selbstgefährdungsgefahr oder erhöhter Gewalt gegen andere, kann ein Jugendlicher dort bis zu 72 Stunden isoliert werden, erklärt Laurent Kocks. Ein gelbes Boxpolster an der Wand, ein Bett, eine Toilette, Videoüberwachung – sonst nichts. Ein Erzieher kommt während des Aufenthalts mehrmals, um das Gespräch zu suchen. Diese Art von Isolierung ist in der Jugendhilfe höchst umstritten. Dürfen die Teenager Bücher mitnehmen? „Ja. Allerdings kann man sich auch mit Büchern verletzen“, antwortet Laurent Kocks. ●

*Alle Namen der Minderjährigen wurden von der Redaktion geändert.

„Ultima ratio“

Ende 2017 bezogen die ersten Jugendlichen die Unisec, deren Bau zehn Millionen Euro gekostet hat. Die geschlossene Infrastruktur ist eine Art „ultima ratio“ der Jugendhilfe, das sowohl für Intensivtäter, als auch für besonders vulnerable Teenager, die durch einen Aufenthalt Schutz erfahren sollen. 2016 rechnete das *Land* aus, ein Betreuungsplatz in der Unisec koste monatlich 31 000 Euro pro Kind (*d’Land*, 19.02.2016) Auf Nachfrage konnte der Direktor des CSEE, Ralph Schroeder, die Kosten eines aktuellen Betreuungsplatzes nicht beziffern, das aufgrund der Komplexität der Zusammensetzung des Personals. Im Budget des Menje stehen für 2026 jedenfalls rund 2,7 Millionen Euro an „unterschiedlichen Ausgaben“ – das ohne Betriebskosten. 2025 wurden rund 4,16 Millionen Euro an Personalkosten an die Unisec ausgezahlt. Geschlossene Strukturen sind teuer.

Bereits ihre Schaffung war umstritten. Denn nebenan liegt der offene Bereich des CSEE, der

verhaltensauffällige Jugendliche aufnimmt. Dass der geschlossene Bereich letztendlich neben offene Heimstrukturen gebaut wurde, lag auch daran, dass in luxemburgischer Nimby-Manier keine Gemeinde außer Wormeldingen eine solche Struktur aufnehmen wollte. Im September wird der offene Bereich nach Mutfort umziehen und sich weiter dezentralisieren, auch im Sinne einer Destigmatisierung des „Mythos Dreiborn“. Der zukünftige Centre pénitentiaire pour mineurs (CPM) wird neben der jetzigen Unisec entstehen und 26 Plätze zur Verfügung stellen. Die Struktur soll dem Justizministerium unterstehen, sobald es ein Jugendstrafrecht gibt. Laurent Kocks wird dort Direktor. Das CSEE wird Teil des Menje bleiben und sich auf die pädagogische Resozialisierung konzentrieren.

Mit der Praxis, Minderjährige im Erwachsenengefängnis in Schrassig unterzubringen, die seit Jahren

kinderrechtswidrig ist und vom Anti-Folter-Komitee kritisiert wird, sollte nach der Eröffnung der Unisec eigentlich Schluss sein. Doch die Jugendrichter wollten sich die Option bei Platzmangel offenhalten. Momentan ist es immer noch so, dass Minderjährige in Schrassig inhaftiert werden, wo insbesondere Mädchen de facto in einer Art Isolationshaft leben.

Die drei Gesetzentwürfe 7991, 7992 und 7994 liegen weiter in den Ausschüssen, nach zwei grünen Justizministern, nach etlichen Gutachten und Regierungsänderungen. Der Okaju und die Menschenrechtskommission stoßen sich weiter am Alter der Strafmündigkeit, das ihrer Ansicht nach 14 Jahre betragen sollte, nicht 13. Die Jugendschutzreform soll jegliche Isolierung als disziplinarische Maßnahme ausschließen und den automatischen Transfer des elterlichen Sorgerechts an die Institution bei einer Heimeinweisung abschaffen.

Nach dem kritischen Bericht des Anti-Folter-Komitees in 2023 wurde die Unisec jugendgerechter gestaltet: bessere psychologische Unterstützung der Inhaftierten; die Einführung von Taschengeld, mehr Aktivitäten während den Schulferien. Allerdings wertet niemand die Daten, über die die Unisec nach fast zehn Jahren Betreuung verfügt, aus. Soll heißen, dass nicht geprüft wird, welches kriminologische Profil mit welcher Aufenthaltsdauer in der Sicherheitseinheit welche Verbesserung oder Verschlechterung seiner Laufbahn erfahren hat – oder wie hoch die Rückfallquote bei Intensivtätern ist; was das Ganze also konkret bringt. Charel Schmit des Okaju nennt das „institutionellen Blindflug“. Lediglich eine Doktorandin der Uni Luxemburg hat sich 2023 in ihrer Arbeit mit dem „subjektiven Wohlbefinden der Minderjährigen in der stationären Jugendhilfe“ beschäftigt und dazu eine qualitative Studie mit 30 Teilnehmern durchgeführt. SP

Bürgerpresse

III Stéphanie Majerus

Forum wird 50. Wohin steuert die Autorenzeitschrift in Zeiten der Meinungsflut? Über den Wandel eines ehrenamtlichen Jugendprojektes der 1970er-Jahre

Im Pfaffental sitzt Liliana Miranda vor ihrem Bildschirm. Sie bereitet die Juli-Ausgabe von *Forum* vor, fett gedruckt steht der Titel „Une success story pour la biodiversité luxembourgeoise“ in ihrem Word-Dokument. „Ich überarbeite die Textstruktur und schaue, ob der Artikel nicht in den Jargon verfällt.“ Der Beitrag wurde von den beiden Botanikerinnen Tania Walisch und Laura Dacco verfasst – also zwei Fachautorinnen. Und bei Fachautoren besteht die Gefahr, dass sie sich in technischen Details verlieren. Dagegen kämpft Liliana Miranda an. Sie ist ehemalige Journalistin beim *Quotidien* und war bis 2014 ADR-Generalsekretärin (die Partei hat sie damals verlassen, weil ihr ein „seriöses Image“ fehlte und einige Ideen „zu extrem“ schienen). Neben ihr sind zwei Stühle frei: Naomi Berrend, studierte Literaturwissenschaftlerin und Redaktionskoordinatorin, und der Politikwissenschaftler Philippe Reuter, aktueller Heftkoordinator, sind im Homeoffice. Die Sekretärin Ute Hoffmann verwaltet gerade die Abonentendatenbank. Etwa 1 000 Abonnenten zählt die Autorenzeitschrift.

Eine Zahl, die stabil scheint, im Gesamtkontext des Bevölkerungswachstums jedoch nach unten tendiert. Wie es der Normalfall für die Printpresse ist. Schon 1987 zählte *Forum* 1 100 feste Abo-Adressen. Die Zahl wuchs vor allem während der Dekade, als Dominique Schlechter durch die Irrungen und Wirrungen der Zeitschriftenproduktion führte. „Auch weil es neben der Tagespresse wenige Printmedien gab. Kein Internet. Und weniger themenspezifische Medien“, erläutert sie. Die ausgebildete Theologin und Sozialwissenschaftlerin war die erste festangestellte Mitarbeiterin von *Forum*. „Die Aufgaben reichten von der Aboverwaltung über das Schreiben und Redigieren von Texten bis zur Erstellung des Layouts.“ 1985 begann sie diesen Job an der Schreibmaschine, 1997 übergab sie ihn Jürgen Stoldt am Computer. In den Anfangsjahren befand sich das *Forum*-Büro gegenüber dem Sang a Klang im Ökozentrum; seit 2009 nun schräg gegenüber dem Aufzug. „Zu Beginn war vor allem das Zusammenkleben der Schriftstücke für die Druckerei ein geselliger Moment – zu viert trafen wir uns jeweils in einem Keller, in dem wir unsere Blätter großflächig ausbreiten konnten“, erinnert sich Dominique Schlechter.

Ende der 1980er-Jahre wurde eine feste Arbeitskraft nötig, weil nach einer jugendbewegten Anfangszeit der geistige Elan nachließ. Die Jugendlichen, die *Forum* 1976 gegründet hatten, waren zu Berufstätigen herangewachsen, deren Zeitbudget für das Ehrenamt bei *Forum* zusammengeschrunpft war. Neben Dominique Schlechter waren in der Anfangsphase überdies ihr Mann aktiv, der Soziologe Fernand Fehlen, dessen publizierten akribischen Wahlenanalysen heute ihresgleichen suchen. Darüber hinaus waren der Historiker Michel Pauly, der Lehrer Serge Kollwelter und das Paar Charles Staudt und Christine Blanche ehrenamtlich tätig. Pauly erläutert, dass diese Gruppierung Anfang der 1970er-Jahre durch die Jugendpfarrei zusammenfand, wo sich auch die Jec (Jeunesse étudiante chrétienne) und GAG (Kürzel für gesellschaftspolitische Arbeitsgruppe) formierten. Letztere wollte den christlichen Glauben nicht auf religiöse Praxis beschränkt sehen, sondern äußerte sich politisch: „Wir befassten uns mit Kapitalismuskritik, der Apartheid in Südafrika, Kolonialismus und dem hiesigen Umgang mit Ausländern“, so Pauly. Man habe sich als christliche Gegenposition zur CSV verstanden. Inspiriert war die Jugend damals unter anderem von Johann Baptist Metz. Der Theologe aus Münster verteidigte den Ansatz der „Autorität der Leidenden“, um eine Humanisie-

rung der Welt zu erzielen, und war von der Frankfurter Schule beeinflusst.

Und weil der Chefredakteur des *Wort* – André Heiderscheid – die Orts- und Zeitangaben der Jugendmessen nicht ankündigen wollte, „entschieden wir Jugendlichen, unser eigenes Blatt zu gründen, das *Bulletin d'information* hieß“, so Pauly. Aus diesem Bulletin ging das *Forum* mit dem Schriftzug hervor „für kritisch Information iwer Politik, Kultur a Relioun“. Mit „Dach, dach Dir kennt dat Blat hei“ stellte man sich im Januar 1976 vor und entschuldigte sich für den recht „banalen“ Magazinnamen. Doch er drücke aus, was man sein wolle: „Eng Plattform vun Dialog, eng Maartplatz vun de Meenungen“. Da man im Inland nicht genügend Schreiber fand, kopierte man gelegentlich aus der ausländischen Presse. In der ersten Nummer befindet sich ein Beitrag aus dem *Le Monde* mit dem Titel „Démocratie chrétienne et théologie de la révolution“; andere Beiträge befassten sich ebenfalls mit linkskatholischen Themen – den Christ-Marxisten in Italien, die „Kirche und die Leistungsgesellschaft“, religiöse Unterdrückung in der Sowjetunion. Im heutigen religionskulturellen Kontext wäre ein solcher Themenfokus nicht mehr nachvollziehbar.

Auch die politische Großwetterlage war ein andere. *Wort*-Chefredakteur André Heiderscheid meinte in Zeiten des Kalten Krieges sei es seine Aufgabe, die Gesellschaft vor marxistischen Ideen „in ihren verschiedenen Schattierungen“ zu schützen, da man nicht zur „Verwirrung der Geister“ beitragen wolle. Deshalb stellte er sich gegen die Ansichten der *Forum*-Mitglieder. Überhaupt drohe der Ruf nach mehr Pluralismus aus dem *Wort* ein „meinungsloses Allerweltsblatt“ zu machen. Heiderscheids Macht muss zu jener Zeit groß gewesen sein, denn Pauly erinnert sich, dass sogar Bischof Jean Hengen zur Mäßigung gegenüber der Jungchristen aufrief – vergeblich. Dabei war das *Wort* zu dem Zeitpunkt zu Hundertprozent in der Hand des Bistums.

Ehrenamt, Debatten, gemeinsame Themenfestlegung und Kompetenz von außen einbinden – diese Gemeinschaftskultur will die freiwillige Redaktion, bestehend aus acht Personen, auch heute noch pflegen. Seit über einem Jahr ist die Filmkritikerin und ehemalige CNA-Mitarbeiterin Viviane Thill Präsidentin der Forum-ASBL und Redaktionsmitglied. Ein neuer Akzent, den

Viviane Thill,
Präsidentin
der ASBL
Forum



Ende der 1980er-Jahre wurde eine feste Arbeitskraft nötig, weil nach einer jugendbewegten Anfangszeit der geistige Elan nachließ

sie setzen möchte, ist verstärkt auf audiovisuelle Beiträge setzen und „Interviews nicht nur verschriftlicht“ zu bringen. Denn die Jugend werde übers Internet auf *Forum* aufmerksam, nicht mehr am Kiosk. Man versuche zudem wieder vermehrt „Leit vu guddem Willen zusammenzebrängen“ – sprich die Zivilgesellschaft und Organisationen wie die ASTM (Action Solidarité Tiers Monde) und die EwB (Erwuesse nebildung). Auch sie stammen wie *Forum* aus dem Jugendumfeld der 1970er-Jahre.

„Vielleicht wird es *Forum* – wider Erwarten – in zehn Jahren noch immer geben!“, schrieb Jürgen Stoldt 2010 in der Ausgabe 300. Damit spielte er auf eine Stabilisierung der finanziellen Lage seit 2006 durch einen Förderbeitrag des Kulturministeriums von damals 26 000 Euro an (mittlerweile liegt er bei 52 000). Seit Juli 2021 gewährt der Staat zudem eine Beihilfe von um die 100 000 Euro für die sogenannte *presse citoyenne* (Bürgerpresse). Eingeführt wurde sie unter Medienminister Xavier Bettel (DP). Wer mindestens zwei professionelle Journalisten beschäftigt, Bürger/innen in die redaktionelle Arbeit einbezieht und zum gesellschaftlichen Zusammenhalt beiträgt, kann so sein Budget aufpöppeln. Nur *Forum* und *Radio ARA* erfüllen (bisher) die Kriterien.

2010 war auch die Zeit, in der *Forum* begann, an der damals noch jungen Universität neue Autoren zur Besprechung sozialwissenschaftlicher Forschungsergebnisse zu finden. Sie lösten die Lehrer/innen ab, die bereit waren, in ihrer Freizeit engagierte Texte zu schreiben (und stattdessen begannen, ihre eigenen Blogs sowie die sozialen Medien zu füttern). Leser mahnten, man solle nicht zum Sprachrohr der Universität werden. Doch bedingt durch den akademischen Publikationsdruck sind Uni-Forscher in der Debatte

wieder nahezu verstummt – sie publizieren lieber Jargon-Beiträge für Peer-reviewed-Journals, als sich Steuerzahlern mitzuteilen, die ihre Forschung finanzieren. Zu jener Zeit begann man überdies für die Koordination junge Universität-Absolventen einzustellen, deren erste Generation Laurent Schmit (heute *Reporter*) und Bernard Thomas bildeten. Die Verfasserin dieses Beitrags übernahm 2013 die Stelle von dem heutigen *Land*-Journalisten Thomas. 2022 begann man unter Henning Marmulla nur noch sechs Ausgaben im Jahr herauszubringen (mit der Gefahr, den Anschluss an aktuelle Themen zu verlieren), gleichzeitig investierte man mehr Zeit in *Public-Forum*-Gespräche in den Rotunden.

Die Professionalisierung, die unter Dominique Schlechter begann, wurde mit Jürgen Stoldt von 1997 bis 2002 fortgesetzt. In einer etwas verschlafenen Presselandschaft, in der nahezu nur das *Land* Brennpunkt politischer Diskussionen war, initiierte er Recherchen über institutionelle Missstände – es entstanden Ausgaben über Wirtschaftskriminalität und Geldwäsche, sowie eine kritische Analyse der Monarchie im Vorfeld des Thronwechsels. Wellen schlug auch die Nummer *Was darf Satire*, in der die Frage aufgeworfen wurde, inwiefern im *Feierkrop* misogynie und ausländerfeindliche Töne angeschlagen werden. Die Auseinandersetzung mit der Kirche war nun kaum mehr präsent – der Katholizismus büßte gesamtgesellschaftlich an Bedeutung ein. Die Germanistin Lynn Herr versuchte anschließend diesen publizistischen Pfad weiterzugehen.

Wie bringt man heute noch eine bürgerliche Öffentlichkeit zusammen, in der jeder zu allem und zu jedem Zeitpunkt seine Meinung äußern kann? Häufig verschwindet dabei bei nicht-professionellen Schreibern der Rohgedanke hinter einer zwei- bis siebenfachen KI-Filterung. In den Reihen von *Forum* meint man, in den Verwaltungen, Museen und Archiven würden Köpfe mit viel Wissen sitzen, die dieses nun gezielter nach außen tragen könnten. Engagierte Bürger/innen scheinen aber auch vermehrt den direkten Dialog zu suchen: verkörperte Diskussionsrunden, in denen jeder seine Meinung, Analysen und Idiosynkrasien in Echtzeit zum Besten geben darf. Somit ist es vermutlich nicht verkehrt, seit vier Jahren vermehrt auf *Public Forum* zu setzen, um eine „gemeinsame Diskussionsplattform“, wie sich die ASBL gerne bezeichnet, zu bieten. ●

B L O G



POLITIK

Reiselust

Dass diese Woche die Tripartite richtig zu tagen begann, hielt die Fraktionspräsidenten von CSV und LSAP, Laurent Zeimet und Taina Bofferding, nicht davon ab, als Mitglieder des Bureau der Abgeordnetenkommer mit Kammerpräsident Claude Wiseler und Vize Mars Di Bartolomeo nach Kanada zu einem offiziellen Besuch des dortigen Parlaments aufzubrechen. Die Bureau-Mitglieder Fred Keup (ADR) und Diane Adehm (CSV) sowie der Präsident des Außenpolitischen Ausschusses, Gusty Graas (DP), reisten auch mit. Dass Zeimet und Bofferding diese Woche außer Landes waren, ist bemerkenswert, weil Zeimet (Foto: sb) wiederholt erklärt hat, die Kammer müsse „eng“ über Beratungen

in der Tripartite informiert werden. Taina Bofferding als Präsidentin der größten Oppositionsfraktion müsste sich für Mindestlohn und Wohnungsbau interessieren, die in der Tripartite ab Mittwoch zur Sprache kamen. Die Kanada-Reise dauert noch bis zum heutigen Freitag. Sie soll der Festigung der Beziehungen zwischen beiden Parlamenten und der Verständigung über gemeinsame Werte dienen. PF

Please Mr Postman

Asphyxiée par Donald Trump, la Cour pénale internationale (CPI) aura attendu une réponse des autorités luxembourgeoises pendant... 203 jours. Ce lundi, face à la commission parlementaire, le ministre des Affaires étrangères, Xavier Bettel (DP), a retracé la longue et absurde odyssée d'une lettre officielle. Le 1^{er} juillet 2024, l'ambassade luxembourgeoise à La Haye reçoit une missive du greffe de la CPI. Ce n'est que le 24 septembre qu'elle la remet (en mains propres) au ministère des Affaires étrangères. Il faut ensuite attendre le 22 novembre pour que Xavier Bettel soit mis au courant du courrier et le transmette au ministère des

Finances. Au bout de deux rappels, les services de Gilles Roth réagissent le 20 janvier 2025, pour faire savoir qu'on ne se mêlerait pas des affaires courantes de la Spuerkeess. Un mois plus tard, celle-ci fermait deux comptes de la CPI. Le député socialiste Franz Fayot a révélé le contenu de la missive au *Quotidien*, évoquant un appel de la CPI au gouvernement luxembourgeois pour protéger les relations de la Cour avec la BCEE et l'« Association coopérative financière des fonctionnaires internationaux » contre les pressions américaines. Washington a émis des sanctions contre des juges de la CPI pour avoir refusé de lever les mandats d'arrêt visant des responsables israéliens. BT

Sondersitzung

Damit in Luxemburg das Asylpaket der EU rechtzeitig bis zum Stichtag 12. Juni in Kraft gesetzt werden kann, trifft das Kammerplenum sich kommenden Dienstag zu einer Sondersitzung. Von den zwei Gesetzentwürfen, über die abgestimmt wird, betrifft einer die Begleitung von Inhabern des Schutzstatuts und Antragsstellern auf dieses, der andere die europäisch koordinierte Zurückweisung. Beide Texte prüft heute



Mittag ein letztes Mal der Staatsrat (Foto: sb). PF

FINANZEN

Gut drei Milliarden

CSV-Gesundheitsministerin Martine Deprez gab am Montag den Parlaments-Ausschüssen für Haushaltskontrolle und für Santé & Sécu ein Update des Investitionsaufwands für Neubauten oder Renovierungen der Spitäler. Insgesamt beläuft er sich auf 2,52 Milliarden Euro beim aktuellen Baupreis-Index. Allerdings wird er sich verteilen, das Gros erst in den 2030-er Jahren fällig für Projekte wie das Südspidol, die neue CHNP-Rehaklinik sowie einen Neubau und eine Renovierung der Hôpitaux Robert Schuman auf dem Kirchberg. Bisher benutzt für laufende Projekte wurden 218 Millionen Euro, vor allem für das neue Bâtiment Centre des CHL (100,7 Millionen). Weil all diese Beträge nur den Staats-Anteil von 80 Prozent an den Investitionen umfassen und 20 Prozent die CNS über Abschreibungen trägt, summiert der Gesamtaufwand an öffentlicher Finanzierung sich auf 3,15 Milliarden Euro. Für weitere Projekte, etwa Neubauten in Steinfort und in

Niederborn, gibt es noch keine Budgets. Martine Deprez stellte in Aussicht, dass der 20-Prozent-Anteil der CNS vielleicht durch den Staat „gegenfinanziert“ werden könnte. Darüber soll 2028 entschieden werden. PF

MOBILITÄT

Großvorhaben

DP-Mobilitätsministerin Yuriko Backes hat im Parlament den Entwurf für das Gesetz zur Finanzierung der Umgehungsstraße Alzingen deponiert. Damit rückt ein komplexes Straßenbauvorhaben, über das die Diskussion schon vor 20 Jahren begann, seiner Realisierung ein Stück näher. Der insgesamt 5,7 Kilometer lange Bau soll Hesperingen von Durchgangsverkehr entlasten. Im *Nationalen Mobilitätsplan 2035* ist er Teil des „Mobilitätskorridors A3/CFL 90“. Der werde „die bedeutendsten Mobilitätsströme“ im Land aufnehmen. Das Projekt Umgehungsstraße umfasst auch Radwege sowie eine Verlegung und Renaturierung der Alzette. Zum aktuellen Baupreis-Index sind 390 Millionen Euro veranschlagt. In ihnen enthalten ist auch die Verkehrsberuhigung Hesperingens, für welche die konkreten Pläne noch ausgearbeitet werden müssen. PF

GESUNDHEIT

Spezialisten von uni.lu

Der Regierungsrat nahm am Mittwoch einen Gesetzentwurf an, durch den an der Uni Luxemburg die Spezialausbildung von Ärzten innen um die Disziplinen Kindermedizin (Foto: sb), Psychiatrie und



Kinderpsychiatrie erweitert werden soll. Bisher werden Allgemeinmedizin, Neurologie und Onkologie angeboten. Der zusätzlichen Ausbildungen wegen hat das Kabinett auch zugestimmt, die Block-Finanzierung für die Uni durch den Staat für die Jahre 2026 bis 2029 aufzustocken. Mit dem geplanten Medizin-Master an der Uni haben die neuen Ausbildungen nichts zu tun. Sie schließen an einen Master an. PF

INNOVATION

Supercomputer II

Der Supercomputer MeluXina-AI soll im ersten Quartal 2027 in Betrieb gehen, teilte das Staats- und das Wirtschaftsministerium dem *Land* auf Nachfrage mit. Der große Bruder von Supercomputer MeluXina habe „ein wenig“ Verspätung, da wegen „Marktentwicklungen“ das Konsortium EuroHPC seinen Ansatz in der Ausschreibung angepasst habe. Der Vertrag mit einem Lieferanten stehe aber „kurz vor dem Abschluss“. Die genaue Hardware-Kapazität des für Anwendungen von Künstlicher Intelligenz ausgelegten Superrechners werde nach Vertragsschluss festgelegt. PF

Erratum

Das Kino der Rue Origer in Luxemburg-Stadt wird in einem Pop-Up-Laden eingerichtet, nicht in Anne Kaiffers ehemaliger Metzgerei.

Suggestif

IIII Bernard Thomas

Qui a eu l'idée d'acheter la halle des turbines sur la Rout Lëns en tant que « centre de congrès et d'exposition » plutôt que directement en tant que Musée des sports ? La réponse officielle n'a cessé d'évoluer au fil des mois. « Il fut suggéré par un représentant du ministère des Finances de proposer l'acquisition dans un état de centre de congrès et d'exposition », avait noté le gouvernement début avril, dans ses réponses écrites au catalogue de questions du Parlement.

Cette formulation aurait été « e bëssi mal choisie », a déclaré, le 27 avril, Gilles Roth (CSV) devant la Commission d'exécution budgétaire (ComExBu, pour les intimes). Et d'assurer : Les fonctionnaires du ministère des Finances

n'auraient « naturellement pas suggéré » de construire un centre de congrès. On leur aurait simplement « présenté » un tel projet. À cette réunion de la ComExBu, les députés socialistes et verts ont insisté à plusieurs reprises pour connaître l'origine de ce qu'ils qualifient de « windowdressing » juridique (selon Sam Tanson) qui se serait glissé « ex-post » dans les discours, afin « de contourner les règles des marchés ». Manifestement pris entre deux feux, le haut fonctionnaire du ministère des Sports, François Knaf, a botté en touche : « Je ne peux plus le retracer à ce stade. Il faut que je vérifie ». Acculé, il a ajouté ne plus se souvenir du « déroulement exact » de la réunion interministérielle qui s'était tenue le 25 octobre 2024.

Le ministère des Finances vient de nuancer son wording, tirant quelque peu de l'embarras le ministère des Sports. « Ee Verrieder vum Finanzministère [war] d'accord, dass de Staat d'Gebai an engem Zoustand vun engem Kongresszenter kafe kéint », lit-on dans les réponses complémentaires présentées ce lundi par le gouvernement à la ComExBu. On y rappelle surtout que ni les fonctionnaires des Finances ni ceux des Bâtiments publics n'étaient au courant de l'existence du protocole d'accord signé entre le promoteur IKO et le ministère des Sports.

Le gouvernement continue à expliquer qu'un centre de congrès aurait pu être acheté « clé

en mains », à condition que l'État n'ait pas exercé « une influence déterminante » sur le projet. (Tout ce qui aurait touché spécifiquement aux besoins d'un musée des sports, comme les équipements ou la scénographie, aurait ensuite dû passer par des soumissions publiques.) Ce critère de l'« influence déterminante » est également souligné dans l'avis juridique que le cabinet Thewes & Reuter a envoyé le 30 octobre 2025 au ministère des Finances : « Il suffit de rechercher si la personne publique a concrètement demandé un changement dans cette structure et si elle a demandé des adaptations », y lit-on. Il s'agit donc bien d'une procédure standard du ministère des Finances. ●

Saucisse et politique

IIII France Clarinval

Conseillère communale DP à Luxembourg, Anne Kaiffer se distingue par son franc-parler et son envie de changement. Un portrait

Les récents commentaires d'Anne Kaiffer sur le quartier Gare ont suscité discussions et tensions au sein de la majorité municipale. Elle assume cette liberté de ton qui la caractérise. « On ne peut pas se plaindre et rester les bras croisés », avance-t-elle auprès du *Land*. Forte de cette conviction, Anne Kaiffer s'engage en politique en briguant un mandat aux élections communales en 2023 sous la bannière du DP. Elle rassemble un peu plus de 10 000 voix et se hisse à la cinquième place parmi ses colistiers du parti libéral, ce qui lui vaut un siège de conseillère municipale. À mi-mandat, elle reste convaincue que son expérience du terrain, « proche des préoccupations des gens » constitue son principal atout. Aux législatives de la même année, elle se classe dixième de son parti au Centre, avec 13 726 voix, devançant ainsi Stéphanie Obertin d'une poignée de suffrages. À 43 ans à l'époque, elle s'estime « trop jeune et pas assez calme » pour briguer un ministère.

Ce caractère bien trempé définit justement celle qui fut la première femme à devenir « maître bouchère » au Luxembourg. Elle raconte que son père ne voulait pas qu'elle embrasse ce métier « trop dur physiquement, avec des horaires difficiles et entourée d'hommes plutôt rustres ». Anne Kaiffer se tourne alors vers la communication et le journalisme. Elle travaille un temps chez RTL, pour le groupe Utopia ou l'année culturelle 2007, mais insiste auprès du paternel qui finit par céder. En 2014, elle entre de plein pied dans l'entreprise fondée par son arrière-grand-père en 1910, d'abord à Wormeldange, avant de s'installer en ville dans les années cinquante « Ça aurait été dommage que notre entreprise familiale plus que centenaire, doive fermer ses portes faute de repreneur. »

Cette longévité explique que la famille Kaiffer est bien implantée dans la bourgeoisie commerçante de la ville et (donc) proche du DP. Anne a été membre des jeunes libéraux (JDL). Elle entretient des liens étroits avec Xavier Bettel ou Corinne Cahen. Sur les réseaux sociaux, on la voit à leurs côtés à la Braderie ou à l'Éimaichen. À la veille de la Fête nationale, elle tient toujours un stand où elle vend des saucisses « au profit des scouts », l'un de ses engagements de longue date. « Les scouts, c'est une école pour la vie : tu apprends à te débrouiller seul, sans tes parents et aussi à vivre en société, à travailler en équipe, à fonctionner même avec des gens que tu n'aimes pas. Et, plus généralement, le bénévolat, permet de rester les pieds sur terre, c'est très important. » C'est aussi pour garder la tête froide qu'Anne Kaiffer pratique la chasse. Une activité qui nécessite du calme, « qui n'est pas ma première qualité », plaisante-t-elle. « C'est un des rares moments où j'arrive à me déconnecter de tout », ajoute cette mère d'une fille de douze ans. Elle précise que son mari travaille à l'Inspection générale de la Police... « Un bœuf-carotte ! »

« Je connais peu de gens qui travaillent autant qu'Anne », admire Corinne Cahen. Une force de travail soulignée également par Lydie Polfer (qui ajoute qu'elle est cliente de la boucherie) ou Colette Mart. « Ça fait du bien à la politique d'avoir des élus qui ne soient pas fonctionnaires ou avocats », considère cette dernière, en mettant en avant le caractère « atypique » de sa collègue de parti.

L'adjectif qui revient le plus souvent pour qualifier Anne Kaiffer est « spontanée ». Elle a l'habitude de dire ce qu'elle pense, que ça plaise ou non. « Elle est vraiment *vun der Long op d'Zong*. C'est un caractère que j'aime, mais qui n'est pas toujours apprécié », décrit Corinne Cahen. Les deux élues DP à la Ville de Luxembourg se connaissent « depuis toujours ». Elles sont à peu près de la même génération (Anne Kaiffer est née en 1980, Corinne Cahen en 1973),

dirigent toutes deux un commerce familial et partagent des opinions tranchées à propos du quartier Gare.

Après quatre années d'activité rue Origer, près de la place de Paris, Anne Kaiffer a finalement fermé la succursale de sa boucherie. À cette occasion, elle a dénoncé les problèmes récurrents du quartier : le nombre important de sans-abris et toxicomanes qui y trouvent refuge, le sentiment d'insécurité, l'insalubrité, mais aussi le départ de plusieurs entreprises et administrations et l'érosion de la clientèle locale. Elle évoque également la pression économique liée à la hausse des prix ou la difficulté d'investir dans un bâtiment qui ne lui appartient pas. (Son père a acheté l'immeuble de la Grand Rue où se

il n'y a que la police qui peut déloger les gens qui traînent dans les entrées d'immeubles ». Ce faisant, elle alimente l'impression exprimée par Anne Kaiffer que chacun se renvoie la balle, la municipalité vers la police, la police vers la justice. Lydie Polfer préfère voir le verre à moitié plein. Elle met en avant les transformations de la rue de Strasbourg, cite des initiatives pour rendre le quartier « plus vivant », comme une fanfare, ou un festival pour les familles. Elle se félicite des avancées de la Drogendesch et du renforcement de la présence policière. « Le ministre de l'Intérieur arrivé en 2023 est beaucoup plus attentif à cette situation. Ce gouvernement a enfin pris conscience que nous faisons face à un vrai problème. »

Mais pour Anne Kaiffer, le compte n'y est pas. « Je pense qu'il y a une volonté d'agir, mais on manque d'idées concrètes et d'un concept global pour que les habitants reprennent la main sur leur quartier, que les gens reviennent faire leurs courses dans le coin et s'y sentent à l'aise », indique-t-elle au *Land*. Avec d'autres conseillers municipaux ou membres du DP de la Ville – Laurence Gillen, Pascale Krombach, Corinne Cahen, Alexandre De Toffol (« ceux qui sont sur le terrain et qui ouvrent leur gueule ») –, elle a mis en place un groupe de réflexion pour rassembler des solutions qui peuvent avoir « un impact durable dans le temps ». Elle estime qu'il faut observer ce qui fonctionne dans d'autres villes, à Zurich par exemple. Elle cite aussi Esch, pour la taxe sur les commerces vides, ou Differdange, pour une approche long-termiste des pop-ups. Pour la conseillère communale, une vision d'ensemble s'impose avant tout. « À des problèmes structurels, il faut une réponse large. On doit réfléchir aux horaires des services, à l'urbanisme, à la circulation... plutôt que de traiter les dossiers séparément au gré de projets dispersés. »

Les partis d'opposition se sont engouffrés dans la brèche. Les socialistes fustigent le manque de volonté politique de la bourgmestre. Les Verts plaident pour un vaste Plan pour le quartier. « S'il y a des bonnes idées dans l'opposition, il faut savoir les écouter », estime Anne Kaiffer. Elle se veut pragmatique, orientée résultats, et regrette les limites et le manque de souplesse qu'imposent la politique et l'administration. « La Ville de Luxembourg, c'est une grosse machine qui avance lentement, comme un paquebot, avec une certaine inertie. C'est assez frustrant. En tant que commerçant ou qu'entrepreneur, on ne peut pas se permettre l'inertie. »

Son franc-parler et sa proximité avec le terrain plaisent à une partie du Stater DP. « On a besoin de plus d'Anne Kaiffer. De gens comme elle, qui osent, qui veulent vraiment améliorer les choses », lance Corinne Cahen en saluant « un profil très intéressant, engagée, à l'écoute, proche des réalités et qui ne fait pas de faux-semblant. » Anne

Kaiffer incarne également une nouvelle génération de personnalités politiques, qui, sans forcément le dire ouvertement, veulent s'affranchir de la figure de Lydie Polfer. « Il faut du changement dans la commune, mais on ne peut pas laisser le changement s'opérer par d'autres partis », disait déjà la candidate en 2023.

L'heure n'est pas encore aux conjectures sur l'avenir du DP de la capitale à l'horizon des élections de 2029. Personne ne veut avancer de pronostics, surtout avec des législatives un an plus tôt. « Il faut évaluer ce qui a été réalisé et, au besoin, réorienter nos projets. Si on s'est trompé, il faut changer », soutient Sylvia Camarda, connue pour son attachement à la bourgmestre. Anne Kaiffer salue les qualités de Corinne Cahen, Cette dernière ne veut pas se prononcer sur ses intentions. Elle considère que « le titre n'a pas d'importance. Ce qui compte en politique c'est d'améliorer la vie des gens. » ●



Anne Kaiffer près de sa boucherie dans la Grand Rue, ce mardi

situe la boucherie au début des années 1980.) Sa déclaration au *Wort*, « Je ne crois plus dans le quartier Gare » a fait grand bruit. Tout comme les propos tenus quelques jours plus tard par Corinne Cahen dans le *Tageblatt*. Pourtant issues de la majorité au pouvoir depuis plus de cinquante ans, les deux femmes regrettent le manque d'action et de propositions fortes de la part de la commune.

Interrogée par le *Land*, la bourgmestre Lydie Polfer (également libérale), écarte l'idée d'une fronde ou d'une dissension au sein du DP Stad : « Certaines personnes sont plus diplomates et d'autres plus directes. Madame Kaiffer a son caractère et sa manière d'exprimer les choses. Mais la situation qu'elle décrit est effectivement inacceptable. On est absolument sur la même ligne. » La bourgmestre réfute toute accusation d'inaction et renvoie chacun à ses compétences : « Cela fait dix ans que nous dénonçons la situation, mais



Deux patrons, un paysan et deux fonctionnaires écoutant la conférence de presse du Premier ministre, ce mercredi soir à Senningen

Luc's Bazar

IIII Bernard Thomas

Glossaire des négociations tripartites en cours

E comme « Esprit de Senningen »

Luc Frieden respectera-t-il la dramaturgie tripartite, qui exige de longs conciliabules, des coups de théâtre, des arrangements en aparté ? Nora Back et Patrick Dury veulent-ils vraiment jouer le jeu ? Les six fédérations patronales resteront-elles unies, entre artisans, banquiers, cafetiers et industriels ? En amont de la Tripartite, la nervosité et la méfiance étaient palpables. Ce mardi soir, premier soulagement. Les pourparlers se seraient révélés « très bons » et « constructifs », assurait-on à l'unisson face à la presse. Nora Back a, elle, eu une remarque plus sobre : « Jiddereen ass mol sëtze bliwwen ».

Cela s'est très vite corsé. Mercredi, les négociations abordaient le dossier du salaire social minimum. Les discussions auraient été « difficiles », a concédé Luc Frieden à la sortie, alors que les syndicats se tenaient loin de la salle de presse. On s'attendait, jeudi, à un premier *showdown*, la circulation de rumeurs et d'intox s'accroissant, la pression psychologique montant. Le vrai stress-test de Luc Frieden venait de débuter. (Le *Land* a bouclé jeudi à 17 heures, alors que la séance tripartite était toujours en cours.)

S comme « Salaire social minimum »

Mercredi matin, Patrick Dury avait ouvert grand la porte au compromis. Sur *RTL-Radio*, il a dit tout haut ce que tout le monde présentait : La hausse du salaire social minimum (SSM) ne devrait pas forcément intervenir « demain matin ». On attendrait plutôt « un agenda pour voir comment y arriver ». (L'Union des syndicats dévie donc de son catalogue de revendications qui demande « une augmentation structurelle immédiate de 300 euros ».) Même s'il ne s'agissait pas d'« une ligne rouge », a dit Dury, ce serait clair « datt eppes muss geschéien ».

Cela fait des semaines que le DP signale sa disposition à faire un geste. Luc Frieden et Gilles Roth doivent se faire violence. Ce mercredi, le Premier ministre s'est borné à évoquer « e ganz schwierige Sujet ». On aurait écouté les partenaires sociaux et

déduit que les « vues [étaient] très différentes ». Le gouvernement devrait désormais proposer « des solutions », a conclu Frieden. Ce qui veut dire en pratique que l'État paiera l'ardoise, probablement via le CISSM, le « crédit d'impôt salaire social minimum ». Ce qui réduirait singulièrement la portée symbolique d'une victoire syndicale, puisque celle-ci sera financée par le contribuable plutôt que par le capital. Restera surtout à savoir si le montant proposé sera jugé suffisant par les syndicats. Après une année et demie de mobilisation syndicale, le cessez-le-feu social aura son prix, et le duo Dury-Back compte bien le réclamer à Luc Frieden. Ce jeudi, le grand marchandage a commencé. Si les négociations capotaient (ce qui est possible), le *blame game* devrait illico débiter.

C comme « CGFP »

C'est une première : Les catalogues des revendications des partenaires sociaux ont été rendus publics. Jusqu'ici, un certain flou artistique entourait les « forces vives de la nation » aux Tripartites. La nouvelle transparence rendra mieux visibles les compromis (et compromissions), les arrangements (et volte-faces). Les organisations syndicales et patronales seront jugées à l'aune de leurs revendications.

La CGFP affiche sa superbe (et sa nonchalance) en se contentant d'un brouillon d'une page et demie de revendications. (Là où l'UEL a publié un catalogue de quinze et l'OGBL de treize pages.) La voix de la fonction publique (et surtout de la carrière moyenne) ne fait même plus semblant de s'intéresser à la sélectivité sociale ou à la transition énergétique. Elle se borne à revendiquer *méi Netto vum Brutto* pour ses membres. Le catalogue est aussi court qu'onéreux : Un ajustement « immédiat et complet » du barème à l'inflation, une réduction « temporaire » d'impôt, une baisse de la *Quellens-teuer* pour « soulager en particulier les petits épargnants », ainsi qu'un « crédit d'impôt conjoncture ».

C'est sur ce dernier point que le gouvernement se montre disposé à faire un geste. Gilles Roth voudra satisfaire la CGFP, c'est-à-dire une bonne partie de l'électorat, tout en évitant de

passer pour (trop) dépensier. Un acte de funambulisme. Car en même temps, le CSV continue à se cramponner à l'individualisation des impôts, qui avait été contestée en interne par les « séniors » du parti comme l'ancien ministre Fernand Boden et l'ex-députée Marie-Josée Frank. Gilles Roth y voit son sésame pour 2028. Un accord tripartite trop généreux le mettra en péril.

P comme « personae (dramatis) »

Au bout des trois premiers rounds, les motivations des protagonistes semblaient se préciser. Le Premier ministre s'efforce de montrer patte blanche, s'essayant dans le rôle du médiateur (plus ou moins crédible). Il pressent peut-être qu'un échec de la Tripartite plombera la seconde moitié de son mandat. Une crainte qui habite les libéraux, en dépit de leur penchant à tacler le CSV et son leader. Le président de l'UEL, Michel Reckinger, veut appuyer sur l'accélérateur, voulant conclure *asap* un accord sur l'énergie. (Le PDG-artisan est chaperonné par son successeur, Marc Lauer, issu du sérail Le Foyer.)

Après un éprouvant combat défensif, les syndicats sentent l'occasion d'inscrire l'un ou l'autre succès à leur actif. (Surtout Patrick Dury qui doit justifier son union avec l'OGBL auprès d'une base et d'un appareil en partie récalcitrants.) L'OGBL et le LCGB sont donc entrés dans une logique de négociation : « Mir kënnen an deem Gestreits net méi viru fueren », a déclaré Dury ce mercredi dans la matinale de *RTL-Radio* (où il avait été introduit, par mégarde, comme « président de l'OGBL »).

C comme « camarades »

Entre l'Union des syndicats et la CGFP, l'ambiance n'est pas au beau fixe. L'axe CGFP-OGBL, qui a structuré le paysage syndical entre 2005 et 2022, est désormais rompu. Toujours est-il que la « ligne Dury » (il vient de troquer le terme d'« apartheid » contre celui de « qatarisation ») ne peut être adoptée par Nora Back, qui représente également des enseignants et des chemi-

nots ; tout comme la majeure partie du personnel soignant, dont les salaires sont alignés sur la fonction publique. Pour la durée de la Tripartite, le front syndical a été hâtivement rabi-boché. Sur le salaire minimum, la CGFP ne s’est ainsi pas désolidarisée de l’Union des syndicats ; *RTL-Télé* évoquant même une « Réckendeckung ».

Mais la trêve reste fragile. Chaque mesure tripartite aura son *price tag*. Or, les arbitrages budgétaires, entre cadeaux pour la classe moyenne et soutien aux travailleurs les plus précaires, pourraient attiser les tensions et « jalousies ». Patrick Dury a mis le pied sur cette pente (glissante), en sous-entendant ce mardi sur *RTL-Radio* qu’on ne pourrait se borner à faire une politique « fir aner Leit hei am Land, oder eng Clientèle-Politik, vun der Regierung aus gekuckt ». Suivez mon regard…

C comme « climat »

Les absents ont toujours tort. Dans le huis-clos tripartite, se trouvera-t-il quelqu’un pour prendre la défense du climat ? Les syndicats plaident pour la transition verte dans leurs discours du dimanche. Mais, aux moments critiques, c’est presque par réflexe qu’ils réclament des subventions pour les énergies fossiles. La Tripartite sera un test pour Lex Delles qui s’est jusqu’ici présenté comme la touche verte dans le bleu cobalt du DP. Son prédécesseur à l’Énergie, Claude Turmes (Déi Gréng), a souligné les continuités ce mardi sur *RTL-Radio* : « Dans le domaine de l’énergie ce sont toujours les mêmes personnes qui travaillent au ministère qu’à l’époque où j’y étais. Lex Delles continue donc d’être bien briefé. » Or, même les Verts avaient fini par capituler. « Nous n’allons pas sauver le climat au cours des prochains mois », avait annoncé leur leader, François Bausch, en amont de la deuxième Tripartite de 2022. Celle-ci allait plafonner les prix du gaz, après que la première avait réduit ceux de l’essence et du diesel six mois plus tôt.

L’UEL ne fait pas les choses à moitié. Son catalogue de revendications s’apparente à un cabinet d’horreurs climatiques. Après le premier point (consensuel) d’une baisse de la TVA sur l’électricité, l’organisation patronale entre de plain-pied dans le domaine carboné. Le papier de positionnement revendique un large subventionnement des énergies fossiles : Que ce soit une réduction des frais d’utilisation du réseau de gaz, une baisse des accises sur le diesel ou un allègement de la taxe CO₂ sur le gasoil. Sur ce dernier point, le patronat est aligné avec les trois syndicats qui veulent baisser les accises sur le mazout. Or, ceux-ci ne demandent ni une action sur les carburants ni sur le gaz. (L’Union des syndicats revendique cependant « un crédit d’impôt ciblé pour les grands rouleurs ».)

L’UEL est transparente : Elle ne cache nullement que la plupart de ses propositions sont en contradiction avec les objectifs climatiques. Par bienséance, elle avance des « actions favorisant la sobriété », comme une « campagne de sensibilisation », ou la suppression des « obstacles procéduraux » qui limitent actuellement l’installation de pompes à chaleur. (Le ministre de l’Environnement, Serge Wilmes, a présenté des « propositions » pour accélérer la transition énergétique, a expliqué Luc Frieden.) Sur l’essence et le diesel, le gouvernement a jusqu’ici tenu bon, craignant un appel d’air et des ruptures de stock. Le mix des subventions qui sortira de la Tripartite reflétera le rapport de forces politique sur le climat.

I comme « index »

L’UEL fait pression pour que des mesures énergétiques soient prises au plus vite. Son président, Michel Reckinger, insiste sur le facteur temps. Ce mardi, il a même appelé à conclure « en Deel-Accord » qu’il faudrait signer « aujourd’hui, demain ou après-demain ». (Le patronat veut finaliser des mesures, sachant que la Chambre des députés sera incommunicado à partir de la troisième semaine de juillet.) Sans surprise, les syndicats ont refusé un tel accord « partiel », qui neutraliserait leurs leviers de pression sur les autres points.

Si l’UEL est tellement pressée de refroidir l’inflation, c’est qu’elle sait que la bataille de l’index est perdue. Du moins pour le moment. En amont de la Tripartite, Luc Frieden a juré que le mécanisme était « gravé dans le marbre ». Une promesse qui a apaisé les syndicats et angoissé le patronat. C’est sans trop y croire que le catalogue de l’UEL revient aux grands classiques tripartites : un « report » de l’index (de douze mois), son plafonnement (au-delà de deux fois le SSM, l’augmentation serait forfaitaire), la manipulation du panier de consommation (dont il faudrait exclure l’énergie). Autant de pistes « catégoriquement » exclues par l’Union des syndicats et la CGFP.

Resterait une dernière option, celle d’une « compensation », c’est-à-dire d’une étatisation de l’index, comme fin 2023. Le prix en serait exorbitant. Une tranche indiciaire coûte près

de cent millions d’euros par mois au budget de l’État. Dans son scénario pessimiste d’un « conflit long » (lire page 13), le Statec pronostique une prochaine tranche dès cet été, suivie par une autre douze mois plus tard. Le gouvernement devra donc repousser au maximum la prochaine tranche. Cela se jouera sur le fil du rasoir.

N comme « néocorporatisme »

L’OGBL et le LCGB veulent profiter de la Tripartite pour étendre leur assise institutionnelle. C’est au nom d’une « consolidation durable du modèle social » qu’ils revendiquent la création de pas moins de quatre nouveaux organes tripartites. S’ils y réussissaient, ce serait une percée comparable à celle de 1936 (Conseil national du Travail) ou de 1977 (Comité de coordination tripartite). L’Union des syndicats rêve surtout d’une grande « Cellule nationale de reclassement et de reconversion », un « organe permanent du modèle social » qui devrait intégrer les salariés « en transition professionnelle ». Tirant un parallèle avec la crise sidérurgique, l’OGBL et le LCGB évoquent les futurs naufragés de l’IA. En parallèle, les syndicats revendiquent un « Fonds spécial » doté de sept milliards d’euros [sic] et à composition tripartite, censé « soutenir durablement la croissance ».

Si la stratégie est hardie, ses chances de réussite tendent vers zéro. Non seulement va-t-elle contre les convictions intimes d’un Luc Frieden, mais une telle expansion néocorporatiste devrait en outre recueillir le feu vert de la Chambre des députés et du Conseil d’État. Même le co-président du LSAP, Georges Engel, se montre « plutôt sceptique » ce mercredi sur *Radio 100,7*. « Je ne veux pas d’un Parlement à côté du Parlement ». La proposition syndicale ne serait qu’une idée, « déi lo mol an de Raum geworf ginn ass ». Une « Cellule nationale » coûtera surtout très cher. Les chiffres de la sidérurgie le rappellent : Entre 2019 et 2025, le Fonds pour l’emploi a payé 129 millions d’euros en indemnités de préretraite et 63 millions en chômage partiel aux salariés d’Arcelor-Mittal. Reste que les syndicats ont très mal pris la remise en cause de leur représentativité par Mischo, Reckinger et Frieden. Pour laver l’offense, le gouvernement devra faire un geste, quoique moins grandiloquent, pour renforcer le poids syndical dans le dialogue social.

F comme « finances publiques »

Il n’y aurait « pas d’enveloppe fixe dès le départ », a déclaré Luc Frieden ce mardi soir à la presse. Le Premier ministre s’est pourtant voulu rassurant : « Ce que nous voulons, ce sont évidemment aussi des finances publiques saines ». Il ne faudrait pas « perdre de vue » le déficit et la dette, qu’on ne devrait « pas laisser croître indéfiniment ». Le gouvernement compterait respecter les critères de Maastricht (3% de déficit, 60% d’endettement), a déclaré l’ancien apôtre de la rigueur. Quant aux coûts des mesures tripartites, la question serait « wéi een dat opdeelt ».

Les finances publiques auront été les grandes absentes de la Tripartite. Contrairement aux éditions présidées par Xavier Bettel (DP), ni les directeurs des administrations fiscales, ni celui de l’Inspection générale des Finances n’ont jusqu’ici figuré parmi les invités. Craignant pour sa grande réforme fiscale, le ministre Gilles Roth (CSV) préfère rester discret sur la ques-

tion des recettes et dépenses. Les chiffres préliminaires pour 2025 ne sont guère rassurants : En octobre, on tablait encore sur un solde négatif de 707 millions d’euros. Les estimations d’avril se révélaient (encore) pires que prévu : 1 756 millions d’euros dans le rouge. « Une révision à la baisse d’une telle ampleur [1,05 milliard] ne s’était encore jamais produite par le passé », a récemment noté le Conseil national des finances publiques. Son président, Romain Bausch, est revenu à la charge, ce lundi sur *RTL-Radio*, appelant Gilles Roth à faire preuve de plus de transparence : « Les finances publiques se sont développées moins bien en 2025 et 2026 que ce qui avait été budgétisé. Et il serait peut-être bien si ces chiffres étaient mis sur la table. »

Le hasard fait bien les choses. Le lendemain matin, à quelques heures du premier round à Senningen, le Statec publiait sa nouvelle note de conjoncture. « [Le déficit] pourrait s’aggraver et approcher les trois pour cent du PIB en cas de conflit prolongé au Moyen-Orient », y lit-on. Ce qui signifie que le Luxembourg risquera de transgresser le Pacte de stabilité. Le directeur du Statec, Tom Haas, formule une discrète mise en garde. Les chocs exogènes se font ressentir, rappelle-t-il lundi au *Tageblatt* : « Dementsprechend sind die Orientierungen für die Staatsfinanzen natürlich nicht gut ». Et il ne faudrait pas s’attendre à un autre miracle : Les recettes extraordinaires « werden wohl auch in Zukunft ausbleiben ». La note de conjoncture pointe des finances publiques « nettement dégradées ». L’effet combiné d’« un freinage prononcé » des recettes et d’« une forte hausse » des dépenses (+8,8%). Un dérapage en *slow motion* qui n’est guère critiqué au sein du gouvernement : Les ministres pensent chacun à leurs ressorts, et à leurs futures lignes budgétaires.

I comme « Impôt (sur les collectivités) »

Au-delà d’une hausse temporaire des aides (« sans exigences de décarbonation supplémentaires ») à hauteur du maximum admis par l’UE, le patronat revendique un nouveau booster fiscal : Une baisse supplémentaire d’un point de l’impôt sur le revenu des collectivités (IRC) en 2028 ; après celles de 2025 et de 2027. Un trophée à brandir pour les organisations patronales, un autre trou (plus ou moins 70 millions d’euros) à boucher pour Gilles Roth. Le patronat mise sur la courbe de Laffer, souligne qu’« une fiscalité plus compétitive stimule l’investissement » et promet « un cercle vertueux ». La note de conjoncture du Statec ne valide pas cet optimisme : « Sur l’ensemble de l’année 2025, les impôts sur les sociétés se sont repliés de 2,9 pour cent ».

L’Union des syndicats attend l’UEL au tournant : « Il est important d’éviter la continuation progressive des baisses du taux d’IRC », écrit-elle dans son catalogue de revendications. Déjà que la baisse annoncée pour l’année prochaine ne lui convient pas : Il faudrait « a minima limiter la baisse annoncée aux entreprises avec un bénéfice annuel de moins de 500 000 euros. » En amont de la Tripartite, l’OGBL et le LCGB ont voulu connaître l’impact économique des baisses d’impôts jusqu’ici accordées aux entreprises. Le Statec a botté en touche : « Une évaluation aussi détaillée n’existe pas à ce jour ». Et de renvoyer à une note de conjoncture de 2017. On y apprend que la moitié environ d’une réduction de l’IRC profiterait au secteur financier : « En toute logique, les gains d’impôts distribués au secteur financier viendraient essentiellement alimenter les bénéfices ». De quoi démystifier le *trickle-down* friedienien. ●



La délégation OGBL-LCGB, ce mardi en amont des négociations

ZUFALLSGESPRÄCH
MIT DEM MANN IN DER EISENBAHN

Normalisiert

Politiker, Leitartiklerinnen, Lobbyisten, Kameralisten schlagen Alarm: Jahr für Jahr sollen die Staatsausgaben die Einnahmen übersteigen, die Staatsfinanzen mit einem chronischen Defizit enden. Das tugendhafte Großherzogtum ähnele zunehmend seinen lasterhaften Nachbarn: defizitär und verschuldet. Das AAA-Wunderkind normalisiere sich.

Jahrelang betrug das Defizit des Zentralstaats einige hundert Millionen Euro. In der Buchführung des Gesamtstaats wurde es durch den Überschuss von Sozialversicherung und Gemeinden ausgeglichen. Vergangenes Jahr machte das Defizit des Zentralstaats mehr als eine Milliarde Euro aus. Dieses Jahr und in den kommenden Jahren könnten es anderthalb Milliarden werden. So der mehrjährige Haushaltsplan. Dadurch würde nun auch der Gesamtstaat Jahr für Jahr defizitär.

In den vergoldeten Dreißigern verbesserten sich die Einkommen, Arbeitszeiten, Rechte der arbeitenden Klassen. In den Achtzigerjahren begann die bis heute anhaltende Gegenoffensive der besitzenden Klassen. Indexmanipulationen verringerten zwischen 1980 und 1984 die Realeinkommen um 1,6 Prozent jährlich (Statec, *Statistiques historiques*, S. 389).

Dann begannen 1985 CSV, LSAP und DP, den Körperschaftsteuersatz (IRC) auf den Profiten der Unternehmen zu senken. Von 40 Prozent auf heute 16 Prozent. Davon profitierten Großbanken, Fondsverwalter. Denn „0,81% des contribuables assujettis à l'IRC ont payé 75% des recettes totales IRC“. So der Wirtschafts- und Sozialrat (*Analyse des données fiscales au Luxembourg 2021*, S. 22).

Gleichzeitig begannen CSV, LSAP und DP, den Spitzensteuersatz auf Einkünften aus Lohn- und selbständiger Arbeit zu senken. Von 57 Prozent im Jahr 1985 auf 38, heute 42 Prozent. 1987 erklärten die CSV-Minister Jacques Santer und Jean-Claude Juncker dem Parlament die Folgen ihrer Steuersenkungen: „[C]e sont les bénéficiaires de gros et de moyens revenus qui enregistrent des augmentations de revenu réel souvent sensibles. Quant aux bas revenus, l'augmentation réelle est minime, voire nulle“ (SIP, *Bulletin de documentation* 5/1987, S. 8).

Wie in den meisten Staaten wurde eine massive Umverteilung von unten nach oben organisiert. Von Oberen „Wettbewerbsfähigkeit“, von Unteren „Neoliberalismus“ genannt. Das Versprechen von sozialem Fortschritt verschwand aus den Wahlprogrammen.

Die Maastricht-Kriterien schrieben einen ausgeglichenen Staatshaushalt vor. So entstand Im Einklang mit den Steuersenkungen ein künstlicher Sachzwang, der Kürzungen von Sozialausgaben als einzigen Ausweg erscheinen ließ. Streng überwacht von EU, IWF, OECD, Rating-Firmen.

Hierzulande kommt immer alles etwas später. So lange die Masse der steuerpflichtigen Einkommen wuchs, glich dies die Verringerung ihrer Besteuerung aus. Wenn die Zahl der Grenzpendler, die Profite am Finanzplatz stiegen.

Doch seit Anfang des Jahrzehnts stagniert die Wirtschaft. Nach 40 Jahren Steuersenkungen fehlen dem Staat Steuereinnahmen. Gleichzeitig steigen die Ausgaben: „Zweschent '23 a '25“, so Verteidigungsministerin Yuriko Backes, „hu mer eis Défense-Investitiounen verduebelt“ (*Radio 100,7*, 22.5.2026). Nun gibt die Regierung weit über eine Milliarde Euro jährlich für Kriegsmaterial aus. Dies entspricht der Höhe des Staatsdefizits. Politikerinnen, Leitartikler, Lobbyisten, Kameralisten sind sich einig: Arbeiterinnen, Rentner, Kranke lebten über ihre Verhältnisse. Es müsse gespart werden.

2027 soll die Körperschaftsteuer weiter gesenkt werden. 2028 beschleunigt die milliardenteure Einkommensteuerreform die Progression auf niedrigen Einkommen.

Luc Frieden vertröstet die besitzlosen Klassen: „Eise Modell baséiert also drop, datt mat manner Steiere méi Aktivitéit entsteet. Déi kënn de Betriber zegutt, déi kënn den Aarbechtsplazen zegutt an domadder kommen dann och erëm méi Steieren eran“ (*Radio 100,7*, 20.6.2023). Ursprünglich hieß das „Voodoo Economics“. Das bald vielleicht chronische Staatsdefizit zeigt: Der Voodoo-Zauber war ein fauler. ● ROMAIN HILGERT

Sentiment d'insécurité

IIII Pierre Sorlut

« In this world nothing can be said to be certain except death and taxes », avait écrit le père fondateur des États-Unis, Benjamin Franklin, en 1789. Une certitude s'ajoute au Luxembourg depuis 1924 : la cotisation à la Chambre de commerce. Quoique certaines multinationales en contestent le montant. Lundi, le géant américain du plastique, Trinseo (basé en Pennsylvanie, État dans lequel Franklin est décédé en 1790), a plaidé devant le tribunal administratif contre le bulletin de perception envoyé par la Chambre de commerce en juillet 2024. L'institution patronale demandait 40 000 euros à sa filiale Trinseo Materials Operating SCA sur base de son bénéfice 2022 (le pénultième exercice est celui de référence, comme le veut la loi).

Or, cette société (qui a été absorbée depuis par une autre entité du groupe) était à considérer comme une Soparfi (société de participations financières), a martelé son avocat Pol Mellina devant les juges administratifs, l'associé de BSP s'appuyant principalement sur l'objet social premier de la société, « la prise de participations ». « Je ne sais pas pourquoi le Statec nous a classé ainsi », a poursuivi l'avocat. Selon la pratique, l'institut national de la statistique détermine le code Nace des entreprises. La Chambre de commerce s'y réfère pour déterminer

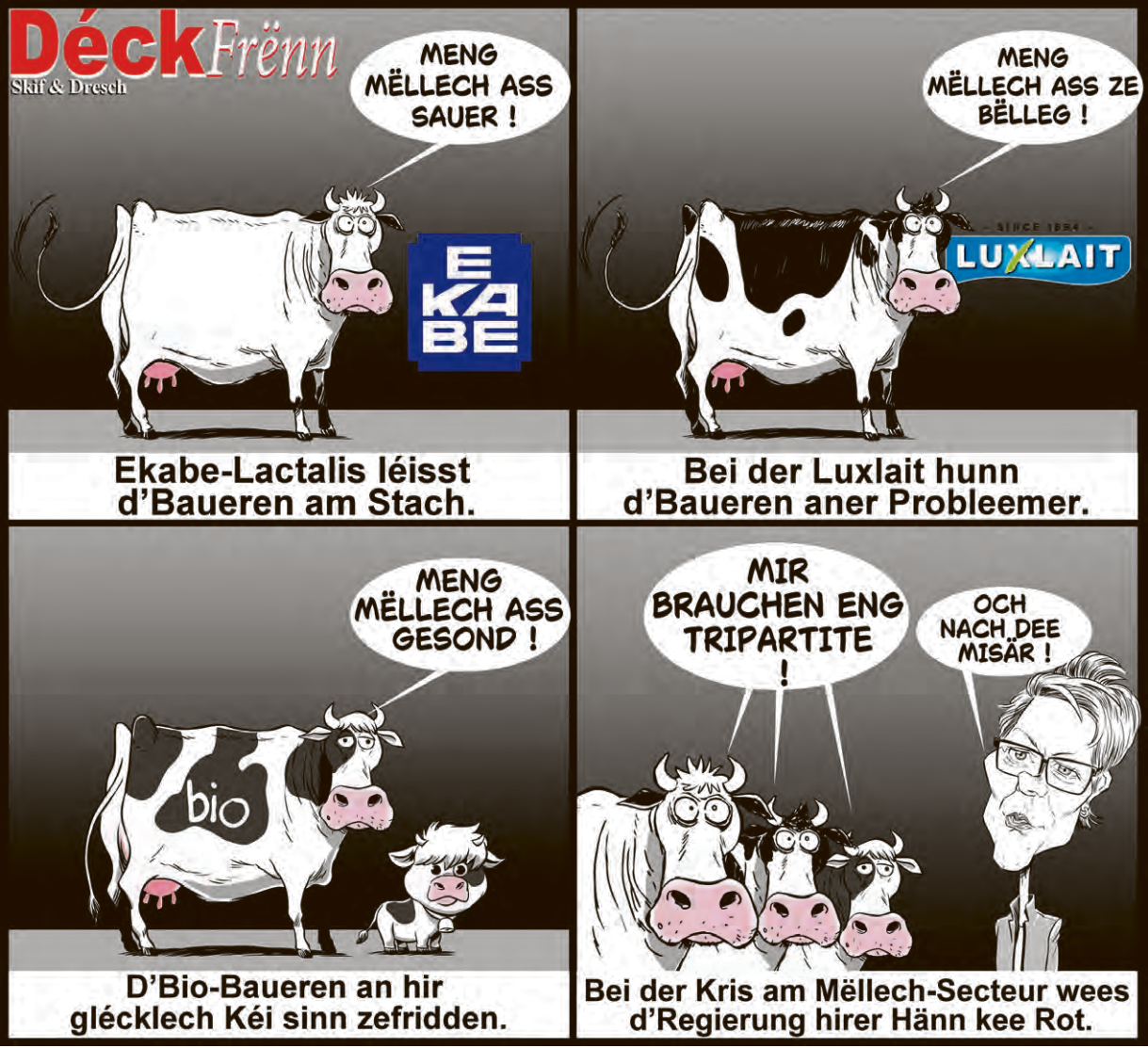
la hauteur de la cotisation, généralement deux pour mille du bénéfice commercial retenu par l'ACD. (La loi prévoit une brèche dans le secret fiscal pour permettre la communication de ces informations). Depuis 2010, les quelque 40 000 Soparfis bénéficient d'un régime dérogatoire forfaitaire de 350 euros. Au motif qu'elles ne bénéficient pas de tous les services fournis par la Chambre de commerce que les autres ressortissants. (Les cotisations à la Chambre de commerce ont généré un revenu de soixante millions d'euros en 2024.)

Trinseo aspirait à ce régime forfaitaire. Oui, mais le Statec a placé sa filiale dans le code Nace des sociétés de financement. Assigné, le Statec (ou le minéco) n'a pas envoyé son délégué et ne s'en est donc pas expliqué. « Pourquoi n'est-il pas là ? Je m'en étonne », a remarqué l'avocat de la Chambre de commerce, Patrick Kinsch, en introduction. « J'ai pourtant vu dans la jurisprudence que, parfois, il est là », a poursuivi l'avocat. « Oui mais ce n'est pas la première fois qu'il n'est pas là », a poursuivi le juge dans un échange vaudevillesque.

Durant l'audience lundi, l'administration sous l'autorité du ministère de l'Économie n'a donc pu dissiper ce flou sémantique, synonyme d'insécu-

rité juridique. Patrick Kinsch s'est risqué à une analyse de l'objet social : « Ce sont des statuts ambigus. Il y a une activité de Soparfi, mais il y a aussi autre chose... » Les comptes 2022 détaillent un bilan de 2,4 milliards d'euros avec notamment des créances de filiales à hauteur de 1,9 milliard et des dettes auprès d'institutions financières de 1,8. « On peut jouer sur les mots... personnellement quand je vois l'objet social de cette société, c'est une Soparfi comme des milliers d'autres au registre de commerce », a répondu Pol Mellina, soulignant qu'aucun texte normatif ne définissait une Soparfi. « Votre tribunal doit statuer car pour l'heure, il n'y a aucune sécurité juridique », a-t-il conclu. Ironie du dossier, la réforme de la loi de 1924 portant organisation de la Chambre de commerce, devait, quand elle a été débattue en 2010, « parer à l'insécurité juridique » et « clarifier les règles d'affiliation des Soparfis ». Est écrit dans l'exposé des motifs : « À l'effet de ce régime de cotisation forfaitaire, il faudra évidemment procéder à une définition claire de ce qu'est une société de participations financières. »

Contactée par le *Land*, le Statec explique que l'État n'a pas dépêché de délégué car le recours était uniquement dirigé à titre accessoire contre la décision de classement du Statec. ●





Vic Wirtz, président de Prolek, mardi matin dans sa ferme à Eschweiler

Lactalis, le goût du vice

IIII Erwan Nonet

En laissant tomber ses producteurs locaux, la multinationale française fait douter l’agriculture luxembourgeoise

Mardi matin, la pluie tombe dru sur Eschweiler. À l’ouest du village, en direction de Junglinster, la laiterie Ekabe se trouve à la lisière d’un bois, largement cachée par les arbres. Son propriétaire depuis 1989, la multinationale française Lactalis, a annoncé le jeudi 28 mai qu’elle cesserait d’acheter le lait des 68 producteurs luxembourgeois de la coopérative Prolek à partir du 1^{er} avril 2027.

À moins de cinq cents mètres de là, à vol d’oiseau, la ferme Wirtz. Vic Wirtz (43 ans) et son frère Frank (40 ans) représentent la sixième génération à faire vivre cette exploitation située au cœur de la localité de 200 habitants. L’aîné s’occupe des vaches, le cadet des terres. « La septième génération arrive », glisse Vic Wirtz, « mon fils commencera le lycée agricole à la rentrée prochaine ». Et puis il souffle. Il ne dit rien, mais le sous-titre est clair. Parler de succession est presque hors sujet, alors que son unique acheteur vient de se faire la malle.

Les Wirtz sont installés ici depuis la fin du 19^e siècle. « Avec d’autres agriculteurs du village, nos aïeux ont créé une petite laiterie ». Après plusieurs étapes, ce groupement deviendra Prolek, dont Vic Wirtz est le président. Lorsqu’en 1942, la laiterie Émile Klensch À Bettembourg (les initiales forment Ekabe), est sommée de déménager dans l’Est du pays sur ordre de l’occupant allemand, elle trouve donc à Eschweiler un territoire idéal, avec des éleveurs déjà bien organisés.

Vic Wirtz raconte « la surprise totale » qu’a été l’annonce de Lactalis. « Nous avons reçu une invitation à une réunion trois ou quatre semaines plus tôt, mais on ne savait rien de ce qui allait être dit. » Le choc est rude. On lui fait remarquer que l’étable dans laquelle nous discutons semble toute neuve. « Elle est opérationnelle depuis juillet dernier ». Il explique que le but n’était pas d’agrandir le cheptel (plus de 300 vaches laitières, c’est beaucoup pour le pays), mais de leur offrir davantage d’espace et d’améliorer l’ergonomie pour ceux qui y travaillent. C’est-à-dire lui, son frère, les parents, les enfants quand ils ont le temps et trois employés.

L’exploitation a également acquis six robots trayeurs. « Les vaches sont attirées par une alimentation enrichie, et le robot va la traire automatiquement. » Le système fonctionne 24 heures sur 24, sept jours sur sept. « C’est moins de travail physique, mais c’est mentalement plus prenant puisqu’il faut être prêt à réagir très rapidement au moindre problème, à n’importe quelle heure du jour ou de la nuit. » Les vaches ont de la place et du confort, mais on voit aussi l’expression d’un productivisme dans lequel la quête de l’efficacité passe avant la santé mentale. L’éleveur ne veut pas préciser la hauteur de l’investissement total, mais il se compte en millions d’euros.

Vic Wirtz n’a pas besoin de ça pour être épuisé. Depuis l’annonce de Lactalis, il multiplie les réunions et les coups de téléphone pour tenter de trouver une solution. Il martèle que la coopérative qu’il préside « tiendra ensemble » et qu’« elle ne laissera tomber personne », car « c’est ça, une coopérative ». Un engagement courageux, car les plus grands éleveurs de Prolek pourraient facilement trouver un autre acheteur.

Vic Wirtz savait qu’il était illusoire d’espérer résoudre cette crise en une semaine. Prolek livre à Ekabe/Lactalis autour de 55 millions de litres de lait par an. Cela représente dix à quinze pour cent de la production nationale. Aucun des autres acteurs présents dans le pays (Luxlait, Arla, Hochwald, voire Biog) n’a les capacités pour absorber une telle offre du jour au lendemain.

[...]

[Suite de la page 11]

Les discussions semblent toutefois constructives. Gilles Gérard, directeur de Luxlait, confirme au *Land* qu’ « il faut une analyse industrielle, logistique, commerciale et économique approfondie ». Il milite pour une « solution durable, pas annoncée dans l’urgence », car « il serait irresponsable de promettre une solution immédiate ou automatique ». Gérard insiste toutefois sur le fait que « Luxlait prendra ses responsabilités », en restant mystérieux sur ce que cela pourrait induire.

Arla possède un grand site pas très loin, à Pronsfeld, dans l’Eifel. Mais il est déjà à 98 pour cent de ses capacités. Reprendre en son sein les 68 Luxembourgeois pourrait être dans ses cordes, mais il faudrait investir. Alain Schaack, président des producteurs luxembourgeois au sein de la coopérative basée au Danemark, avance prudemment. Il déclarait mercredi sur *RTL* que la décision d’inviter Prolek à les rejoindre pouvait être prise en six mois, mais que pour que « tout soit intégré et opérationnel, il s’agit de processus à long terme, plus d’un an au minimum. »

Or un an, c’est déjà plus loin que l’ultimatum donné par Lactalis. Le 1^{er} avril 2027 est dans moins de dix mois. « Mais ils nous ont dit que cette date était négociable », espère Vic Wirtz, qui reste en contact quotidien avec les responsables luxembourgeois de la multinationale. En France, des agriculteurs qui étaient dans la même situation ont pu obtenir un délai de 24 mois.

Parallèlement à l’arrêt de sa collaboration avec les éleveurs luxembourgeois, Lactalis a annoncé dans son communiqué vouloir conserver la laiterie d’Eschweiler et maintenir « le développement de la marque historique Ekabe au Luxembourg ». Contacté par le *Land*, le groupe français indique que la laiterie traite cinquante pour cent de lait luxembourgeois et cinquante pour cent de lait des pays limitrophes, pour un total d’un peu plus de cent millions de litres. « Les activités industrielles consistent uniquement au prétraitement du lait, c’est-à-dire à la réception du lait collecté dans les fermes, à son écrémage, sa pasteurisation et son évaporation. Le lait prétraité à Eschweiler est ensuite acheminé vers des sites industriels dans des pays limitrophes, pour y être transformé en ingrédients laitiers destinés aux marchés internationaux. » Lactalis le dit clairement au *Land* : « Il n’y a pas de fabrication de produits finis sur le site d’Eschweiler ».

C’est-à-dire qu’aucun des produits Ekabe, de la crème fraîche au Kachkéis (appelé ici Kochkäse) en passant par les puddings caramélisés, n’est fabriqué à Eschweiler. Un tour dans un supermarché, hier matin, permettait de constater que la crème fraîche venait d’Île-et-Vilaine (Bretagne), la crème liquide du Calvados (Normandie) et le Kachkéis de la Haute-Saône (Franche-Comté, région productrice de la cancoillotte). Garder la marque luxembourgeoise, avec des prix plus élevés que les marques françaises, reste donc certainement une bonne affaire pour Lactalis.

Le souhait de conserver l’unité de préproduction semble plus étonnant. Alors que le coût du travail est plus cher ici qu’ailleurs, les produits qui en sortent créent peu de valeur ajoutée. Lactalis précise au *Land* que « Le site d’Eschweiler, au même titre que nos autres sites industriels, fait l’objet d’investissements réguliers annuels qui représentent plusieurs millions d’euros sur les cinq dernières années. »

La multinationale ajoute que son site luxembourgeois comprend aussi « une plateforme logistique » et « une activité commerciale

qui a pour mission de promouvoir la consommation de produits laitiers auprès des consommateurs luxembourgeois. »

Le géant français possède de nombreuses marques (Lactel, Président, Galbani, Parmalat, Bridel, Le Roitelet, Le Petit, Société, Salakis, Rondelé, Le Marin...). S’il a acheté Ekabe en 1989, ce n’est sans doute pas uniquement pour la qualité du lait ou les promesses limitées du marché local. Le numéro un mondial (plus de seize milliards d’euros de chiffre d’affaires) est fortement soupçonné d’avoir mis en place entre 2006 et 2019 un montage fiscal sophistiqué grâce à des filiales installées en Belgique (BSA International) et au Luxembourg (Nethuns).

Depuis 2018, les médias français enquêtent sur les libertés prises par Lactalis envers le fisc. Ce travail a permis à l’administration fiscale française de mener sa propre enquête, qui a abouti fin 2024 au versement de 475 millions d’euros à titre transactionnel pour clore l’affaire. Une très bonne affaire pour Lactalis, puisque le fisc lui réclamait initialement 2,6 milliards d’euros. Les rapporteurs de la Commission d’enquête sénatoriale sur les aides aux grandes entreprises ont noté en juillet 2025 que le secret qui a entouré ces négociations à l’amiable « profite avant tout aux individus les plus riches, nuisant ainsi à l’égalité devant l’impôt » et qu’il donne l’impression d’« une fiscalité négociée ».

En 2020, le média *Disclose* avait publié une grande enquête qui illustrait le rôle de la Belgique et du Luxembourg dans les montages financiers opaques de Lactalis. Entre la récolte et le paiement du lait aux éleveurs, la firme attend quarante jours. Pendant ce temps, BSA France (Besnier SA, du nom de la famille du propriétaire, qui détient des parts dans toutes les filiales du groupe) crée une dette fictive qu’il transfère à sa holding belge BSA International, chargée de récupérer toutes les créances du groupe. En 2018, cette fausse dette atteignait plus de 1,8 milliard d’euros. En grossissant artificiellement son déficit, BSA France payait moins d’impôt.

La filiale luxembourgeoise, Nethuns, intervient dans un second temps. Regroupant la famille Besnier (Emmanuel Besnier, sa sœur Marie-Madeleine et son frère Jean-Michel, comme le confirme un document de 2019 tiré du registre des sociétés luxembourgeois), Nethuns accorde des prêts aux différentes sociétés du groupe (1,3 milliard d’euros en 2019). Le paiement des intérêts qui y sont liés permet de transférer vers le Grand-Duché les bénéfices des filiales françaises. Entre 2018 et 2019, ce mécanisme a permis de diminuer les bénéfices de BSA France de cent à 80,5 millions d’euros. Une aubaine qui lui permet de diminuer ses impôts de 55 pour cent.

Nethuns, basée sur l’allée Scheffer à Luxembourg (le long du Glacis), a été liquidée en 2022. Selon *Disclose*, cette société était « la clé de voute du système fiscal de Lactalis ». Car en plus de récupérer les bénéfices français via les intérêts liés aux prêts qu’elle accordait aux autres filiales du groupe, elle permettait à BSA International de récupérer des actions de Nethuns en échange de ces créances, ce qui provoquait une hausse de la valeur de ses actions.

Cette ingénierie complexe était orchestrée par la Société générale Bank & Trust, connue pour ses montages offshore et mise en cause dans les Panama Papers. En juin 2025, des perquisitions ont eu lieu dans les locaux de l’établissement bancaire à Luxembourg et dans le quartier de la Défense à Paris, ainsi qu’au domicile de quatre de ses dirigeants. Ces opérations, couplées à des gardes à vue, se sont déroulées

Aucun des produits Ekabe, de la crème fraîche au Kachkéis, en passant par les puddings caramélisés, n’est fabriqué à Eschweiler

dans le cadre d’une enquête préliminaire ouverte en janvier 2024 par le Parquet national financier.

Lactalis s’est également fait remarquer par la légèreté avec laquelle elle respecte les normes de sécurité alimentaire. En 2017, dans sa laiterie de Craon (Mayenne), des analyses internes avaient décelé la présence de salmonelle dans du lait infantile. La multinationale a tout fait pour cacher, puis minimiser cette contamination qui a envoyé une quarantaine de nourrissons à l’hôpital. L’enquête a démontré que Lactalis avait connaissance du risque plusieurs mois avant que le scandale n’éclate. Quatorze cadres et dirigeants de Lactalis ont été entendus en garde à vue. L’instruction est toujours en cours.

Pour la ministre de l’Agriculture Martine Hansen (CSV), l’abandon des éleveurs luxembourgeois par Lactalis est un dossier difficile. Fille d’agriculteurs, ingénieure-agronome et ex-directrice du Lycée technique agricole, elle a toujours été partisane d’une agriculture productiviste. Le lait est censé être le fleuron de l’agriculture nationale. Depuis une quinzaine d’années, les investissements dans les fermes, comme dans la coopérative nationale Luxlait, ont été très importants. Mais, très sensible à la surproduction, ce marché est volatile. Si les prix ont baissé de vingt pour cent depuis le début de l’année, c’est en partie parce que l’épidémie de fièvre catarrhale de 2024 a empêché l’insémination des vaches pendant plusieurs semaines (selon les régions). Lorsque l’épidémie a cessé, beaucoup de vaches ont été pleines en même temps et beaucoup de veaux sont nés neuf mois plus tard. Ce qui a abouti à une surproduction de lait dont les effets se font toujours sentir aujourd’hui.

Le Luxembourg prend-t-il un risque à produire plus de lait que sa consommation nationale a besoin ? Pas pour Martine Hansen, qui explique au *Land* : « Jusqu’à maintenant l’ensemble de la production laitière nationale a toujours été collectée, transformée et écoulée. Exporter le lait n’est pas une chose négative ».

Pourtant, cette économie produit des aberrations particulièrement visibles à l’échelle d’un petit pays. Voir les produits Ekabe fabriqués en France, avec du lait français, pour être vendus au Luxembourg, alors que le lait luxembourgeois, lui, part à l’étranger pour fabriquer d’autres produits qui ne sont pas vendus au Grand-Duché, est absurde.

Dès le 29 mai, au lendemain de l’annonce, le KPL réclamait la nationalisation d’Ekabe afin de transformer l’entreprise en coopérative laitière. Sans surprise, ce ne sera pas la voie choisie par le gouvernement. Martine Hansen confirme : « Ma priorité est l’écoute active et la recherche de solutions et perspectives pour les 68 exploitations familiales luxembourgeoises auprès d’autres laiteries, si possible nationales ». Le député Jeff Boonen (CSV), éleveur lui-même et membre de la coopérative Arla, reconnaît son impuissance : « À part tisser des liens pour faciliter le dialogue avec les différents acteurs, nous sommes assez démunis ». ●

« L’AOP du beurre Rose ne doit pas être la seule »

Valoriser les produits laitiers luxembourgeois permettrait de renforcer le marché local. Mais l’agriculture nationale n’a jamais été très portée sur la question. Seuls le beurre Rose et les vins mosellans sont protégés par une AOP. Le directeur de Luxlait, Gilles Gérard, le regrette : « Le Luxembourg dispose d’atouts exceptionnels : une production locale, une traçabilité exemplaire, des exploitations familiales et des standards de qualité très élevés. L’AOP du beurre Rose (produit par Luxlait, ndlr) est une belle reconnaissance, mais elle ne doit pas être la seule ».

Pourrait-on imaginer que le Kachkéis (la cancoillotte française a reçu son IGP en 2022, sans que le Luxembourg ne réagisse) ou la crème fraîche, par exemple, bénéficient eux aussi d’une appellation européenne ? « L’imaginer, oui ! Mais dans le contexte actuel, la priorité est la recherche de solutions pour écouler et vendre le lait produit par les membres de Prolek », répond Martine Hansen. Soit, mais on solutionne aussi une crise en élaborant les outils qui atténueront les suivantes. EN

La laiterie Ekabe, à Eschweiler



Sven Becker

Menottés à Ormuz

IIII Pierre Sorlut

**Le Statec envisage les prochains mois avec un certain pessimisme.
La guerre israélo-américaine en Iran figure au centre des préoccupations**

La note de conjoncture du Statec était attendue. Sa présentation a même été précipitée pour alimenter les discussions tripartites prévues mardi après-midi. Elle a donc paru avec, en son cœur, la problématique du blocage du détroit d’Ormuz (24 occurrences sur 110 pages) et de la guerre en Iran (55 occurrences). La « Guerre en Iran prolongée » constitue l’un des deux scénarios principalement étudiés par les économistes du Statec. Le « scénario central » table lui sur une réouverture en mai (!) du détroit par lequel transitent normalement vingt pour cent du pétrole mondial.

Selon ce scénario, relativement optimiste et déjà obsolète, le Luxembourg ne souffrirait pas trop de la guerre et du renchérissement du pétrole. La prévision de croissance du PIB pour 2026 est ajustée à la baisse de cinquante points de base, passant de 1,7 à 1,2 pour cent. Ce recul traduirait celui de la demande étrangère pour les biens et services produits au Luxembourg. L’inflation serait limitée à 2,5 pour cent en 2026 et 1,7 pour cent en 2027. Des déclenchements d’indexations automatiques n’interviendraient qu’en ce mois de juin et l’autre au deuxième trimestre de l’année prochaine.

Selon le scénario d’une guerre qui se prolonge pendant encore six mois, cette deuxième tranche d’indexation interviendrait dès le troisième trimestre de cette année. Dans la trame produite par Oxford Economics, le statu quo en Iran (un conflit en sommeil avec des épisodes guerriers sporadiques) et dans le détroit d’Ormuz entraînerait « une chute critique des stocks de pétrole » et une explosion de son prix. Il s’établirait autour de 190 dollars le baril dès le mois d’août (contre 90 aujourd’hui et autour de 70 depuis 2023) pour retomber ensuite autour de 150 dollars pendant plusieurs mois, soit un seuil légèrement supérieur au record historique de 2008. L’inflation prendrait ainsi une tout autre dimension : autour de 6,6 pour cent dans la zone euro. La BCE augmenterait ensuite ses taux directeurs (alors qu’une baisse ou

une stabilisation étaient envisagées au début de l’année). Ce qui rendrait les financements encore plus onéreux et retarderait de nombreux investissements, y compris des particuliers dans l’immobilier. La zone euro entrerait alors en récession avec une reprise graduelle en 2027. Le PIB luxembourgeois reculerait de 1,1 pour cent en 2026 et progresserait de 1,8 pour cent l’année suivante.

Le pire plausible

Mardi lors de son introduction, le directeur du Statec, Tom Haas, a parlé « d’incertitudes exceptionnelles ». « Beaucoup de choses peuvent arriver en peu de temps », a-t-il admis. Le Statec a choisi ce scénario parmi les « quatre-cinq » proposés par Oxford Economics mi-avril. Il y est question, outre la fermeture du détroit d’Ormuz pendant encore six mois, de « perturbations accrues sur d’autres routes maritimes et de dommages plus importants aux infrastructures énergétiques ». Gabriel Gomes, chef de l’unité modélisation et prévisions du Statec, complète face au *Land* : c’est l’épuisement des réserves stratégiques qui pourrait, dès la fin de l’été, provoquer une hausse brutale du prix du baril. En début de semaine, un tel scénario paraissait catastrophiste tant les signaux laissaient croire à un accord pérennisant le cessez-le-feu obtenu le 8 avril. Ce choix maximaliste des statisticiens aurait ainsi pu s’expliquer : Si la réalité devient préférable aux prédictions, alors personne n’en tient rigueur. Dans le sens inverse, c’est moins facilement pardonné. Mais les attaques iraniennes, mardi, sur le Koweït, les répliques américaines et la réticence du gouvernement israélien à durablement cesser ses attaques au Liban rendent le scénario de l’embrasement du Proche-Orient encore plus probable. Et la perspective des élections de mi-mandat aux États-Unis représente maintenant le rocher auquel peuvent s’accrocher les espoirs d’un accord entre Donald Trump et Mojtaba Khamenei.

Le prix du pétrole s’est stabilisé entre 90 et cent dollars depuis le 22 mai et les marchés anticipent une normalisation de la situation, a néanmoins souligné Gabriel Gomes mardi. Les contrats à terme (*futures*) pour début 2027 sont échangés

entre les prix d’avant le 28 février et ceux pratiqués aujourd’hui. Au Luxembourg, les prix locaux des carburants ont été rendus relativement attractifs depuis le blocage, relève le Statec... ce qui a provoqué des approvisionnements supplémentaires en carburant. Une bonne nouvelle pour les caisses publiques, mais une mauvaise pour les objectifs climatiques du pays. L’institut de la statistique produit en outre un scénario techno-optimiste (« Boom de l’IA ») dans lequel le Grand-Duché profiterait d’une adoption accélérée de l’intelligence artificielle outre-Atlantique par l’intermédiaire des fonds d’investissements et des capitaux qui y transitent. Dans ce scénario, peu étudié dans la note, la croissance du PIB atteindrait 1,6 pour cent en 2026 et 2,4 en 2027.

Pour l’heure, l’IA reste localement synonyme de chômage. Le Statec rappelle avoir déjà prévenu de la menace de remplacement par l’IA (*d’Land*, 5.12.2025) dans les métiers « du soutien administratif ». Mais les « activités spécialisées, scientifiques et techniques sont également fortement exposées », prévient l’institut. Il ne serait pas toujours question de remplacement mais de productivité gagnée et de postes rendus superflus, « le même travail pouvant être effectué par moins de travailleurs ». Le Statec évoque les 370 suppressions de postes annoncées par Amazon en lien avec le déploiement de l’IA. L’incompétence préserverait-elle du chômage ? « Une des raisons pour lesquelles les entreprises luxembourgeoises n’implémentent pas l’IA, c’est qu’elles n’ont pas les compétences en interne », a fait savoir Pauline Perray, cheffe de l’unité conjoncture au Statec.

S’ajoute une inquiétude

Or le Grand-Duché est pointé du doigt en matière d’investissement : il affiche le taux d’investissement le plus bas d’Europe. Depuis 2019, les dépenses d’investissement ont « nettement reculé », relèvent les économistes du Statec, à l’inverse de la tendance dans la zone euro. La note de conjoncture détaille. Les volumes d’investissements dans le secteur financier ont reculé de 55 pour cent en sept ans (+4 pour cent dans la zone euro), dans le com-

merce de 43 pour cent (-29 pour cent dans la zone euro), dans l’industrie de 37 pour cent (-9 pour cent dans la zone euro), dans les services administratifs et de soutien de 27 pour cent (-30 pour cent dans la zone euro) et dans l’immobilier de neuf pour cent (+3 pour cent dans la zone euro). « Au sein de la zone euro, seuls cinq pays affichent une baisse de l’investissement en volume entre 2019 et 2025, le Luxembourg enregistrant l’un des plus forts reculs, juste après l’Irlande (-40 pour cent) », lit-on dans la note de conjoncture. « C’est assez inquiétant », résume l’économiste Pauline Perray mardi. Seules les branches administration publique, transports et TIC ont accru leurs investissements depuis 2019.

Quelques explications sont toutefois prodiguées : l’effondrement des investissements dans les services financiers fait suite à cinq ans (2015-2019) de dépenses massives. Elles avaient été multipliées par trois dans l’informatique et par six dans les bâtiments. Le Statec y voit en partie une réponse aux besoins nés du Brexit en matière d’infrastructures (voir page 14) et à l’accroissement réglementaire pour la partie logiciels et données. L’aérospatiale est le secteur qui bénéficie le plus d’investissements. Ils ont été multipliés par deux avec pour locomotive les satellites de SES (dont les commandes gouvernementales avec Lux-Govsat et Luxeosys). Mais le Statec tempère : « L’acquisition de satellites a des effets positifs temporaires sur l’investissement (formation brute de capital fixe), mais elle engendre en contrepartie une hausse des importations de biens qui neutralise au final l’impact positif sur le PIB. » Ce qui pourrait changer avec la production de satellites au Luxembourg envisagée par la direction de SES.

Le Statec comprend en outre que la faiblesse de l’investissement résulte du durcissement des conditions de financement et de la hausse brutale des taux d’intérêt en 2022, particulièrement dans le secteur de la construction et l’immobilier. Mais en février 2026 comme en février 2022, l’économie mondiale (incluant bien sûr le Luxembourg) a basculé à la suite d’entrées en guerres bouleversant l’approvisionnement énergétique international. ●



Le super 98 est passé de 1,5 euro à 1,8 entre fin février et début juin avec un pic juste en dessous de deux euros

L’OCDE insiste sur les péages

Dans ses prévisions économiques publiées mercredi, l’OCDE n’envisage pas mieux que 0,7 pour cent de croissance en 2026 pour le Luxembourg, 1,3 en 2027 (mi-mai, la Commission européenne avait projeté deux pour cent en 2026). Dans son chapitre consacré au Grand-Duché, l’organisation basée à Paris avance quelques recommandations, notamment pour atteindre les objectifs climatiques (et qui font d’autant plus de sens dans un contexte de crises énergétiques à répétition). Est notamment suggéré d’encourager la mobilité douce : « Gradually linking tax benefits for company cars to their emissions, introducing congestion charges, motorway tolls and further improving public transport and cycling networks would accelerate the shift away from individual internal combustion engine transport. » PSO



2018, LFF fête ses dix ans en pleine campagne de charme post-Brexit

Nouvelle géographie de la finance

IIII Georges Canto

Un bilan pour le dixième anniversaire du vote sur le Brexit

Le 23 juin prochain marquera le dixième anniversaire du vote des Britanniques en faveur de leur sortie de l'UE. Outre-Manche le débat n'a jamais cessé sur le bilan de cette décision, devenue effective le 31 janvier 2020. Dans le reste de l'Europe, on s'est peu préoccupé d'en chiffrer l'impact sur les économies nationales. Avec une exception : les services financiers, domaine dans lequel Londres avait a priori le plus à perdre. Les études montrent que plusieurs centres financiers européens ont profité du Brexit, parfois au-delà de leurs espérances, mais sans pour autant que la City ne perde de sa superbe.

Avant 2016, le Royaume-Uni disposait, en matière financière, d'atouts parfois séculaires qui ne devaient rien à son appartenance à l'UE. Mais son adhésion, par le traité du 22 janvier 1972, à ce qui était alors la Communauté économique européenne (CEE), lui a permis de les exploiter et de les valoriser de sorte que Londres était devenue le centre névralgique de la finance européenne.

Pour les Britanniques le principal avantage de l'appartenance à l'UE aura été l'accès automatique au marché unique européen, via le « passeport financier » créé par une série de directives en 1992 et 1993, qui permettait à la City de fournir ses services sur tout le Vieux Continent, sur place ou à distance, sans avoir à obtenir une autorisation dans chaque pays. Cette « porte d'entrée financière » vers l'Europe continentale a été refermée avec le Brexit, ouvrant la voie à une relocalisation de nombreux métiers et activités : 440 entreprises ont été concernées par un déménagement au moins partiel, qui a impliqué qu'environ 7 500 emplois soient déplacés ou recréés dans d'autres places européennes.

La « migration » ne s'est pas déroulée selon un schéma précis. Si certaines places (Dublin, Amsterdam, Luxembourg) ont pu capitaliser sur leurs avantages spécifiques, d'autres (Paris, Francfort) ont surtout bénéficié de leur poids stratégique dans la finance européenne. Dublin n'a pas attendu le Brexit pour devenir une place financière significative, avec quelque 500 entreprises financières implantées en 2016, occupant près de 35 000

salariés. L'Irlande était déjà une destination majeure pour les fonds d'investissement, notamment les UCITS. Le Brexit lui a surtout permis d'exploiter des atouts structurels tels que sa proximité géographique avec le Royaume-Uni, un système juridique similaire et l'usage de la langue anglaise (seul pays européen dans ce cas avec Malte). Cerise sur le gâteau, le pays disposait d'une fiscalité très attractive pour les sociétés (taux d'imposition de 12,5 pour cent), qui avait déjà séduit les géants américains de la tech Meta, Apple et Google.

La sortie du Royaume-Uni de l'UE a accéléré l'essor de Dublin, devenue la destination la plus populaire pour les déménagements financiers post-Brexit, avec 135 établissements attirés et d'importants transferts d'actifs, le bilan des plus grandes banques irlandaises étant passé de 300 milliards d'euros en 2015 à 500 milliards d'euros en 2021. En 2024, selon la FSI (Financial Services Ireland) le secteur des services financiers employait plus de 103 500 personnes dans toute l'Irlande, auxquelles s'ajoutaient 20 000 personnes travaillant dans les services auxiliaires de soutien. Sa contribution au PIB était évaluée à 21 milliards d'euros, soit environ quatre pour cent.

Paris est la place de l'UE qui espérait le plus de retombées du Brexit. Elle n'a pas tardé à « dérouler le tapis rouge », à coup d'avantages matériels et fiscaux, à certains professionnels fortement implantés à Londres, notamment les grandes banques américaines. Elle est celle qui a attiré le plus de métiers différents, avec un focus particulier sur les activités de marché, consolidant ainsi sa position de centre financier « complet ». Fait significatif, Paris a obtenu, non sans difficultés, le transfert de l'EBA (sigle anglais de l'Autorité bancaire européenne). Sa taille, ses capacités d'accueil et le soutien du pouvoir politique ont joué un rôle-clé. La capitale française a ainsi renforcé son « poids réglementaire » car elle abrite également le siège de l'Esma (Autorité européenne des marchés financiers) depuis ses débuts en 2011.

Selon une étude de Paris Europlace, la place financière de Paris a récupéré depuis juin 2016 une

centaine d'implantations et quelque 2 800 emplois directs délocalisés, soit plus de 37 pour cent du total, loin devant Francfort (1 800) et Dublin (1 200). En comptant les postes créés sur place, on dépasse le chiffre de 3 500 emplois issus du Brexit auxquels s'ajoutent plus de 20 000 emplois indirects. Quarante pour cent des nouveaux emplois avaient été créés avant 2020.

Le cas de Francfort est particulier. Avant le Brexit, elle était déjà la principale place financière continentale, grâce à l'influence de l'économie allemande, au rôle de la Deutsche Börse et à la présence d'institutions majeures comme la BCE (depuis 1999) et l'EIOPA (Autorité européenne des assurances et des pensions professionnelles, depuis 2011). Pour autant le Brexit y a d'abord été perçu comme une catastrophe, avec le retrait d'un partenaire économique et financier important et peu porté sur la réglementation. Francfort craignait également de ne pas faire le poids par rapport à Paris pour attirer les relocalisations.

Pourtant, selon le lobby sectoriel Frankfurt Main Finance, la ville est celle qui aura le plus profité du Brexit : une soixantaine d'institutions s'y sont établies ou y ont développé leurs activités depuis juin 2016, créant 15 000 emplois et apportant quelque 1 300 milliards d'euros d'actifs bancaires supplémentaires. Tout en conservant ses atouts d'origine, la place est désormais très orientée vers la banque internationale d'investissement grâce à une forte présence américaine.

Devenue la première place financière de l'UE, Francfort a grandement bénéficié de sa situation géographique au centre de l'Europe, de son aéroport et d'une bonne qualité de la vie (loyers deux fois moins chers qu'à Paris, réputation de sécurité, environnement agréable). Selon le classement OFEX (Open Financial Ecosystem index) 2025, publié par l'institut Lous-Bachelier (Paris) et le Center for Financial Studies (Francfort), qui classe 52 places financières selon 53 critères, Francfort arrive en cinquième position juste derrière Londres et Paris. Amsterdam est quatorzième et Dublin 17^e, Luxembourg apparaissant à la 23^e place.

Pour autant, le Grand-Duché aura aussi été un des grands gagnants dans l'affaire, avec, selon certaines estimations, plus de 90 implantations et la création de 3 000 emplois soit presque autant qu'à Paris, dans l'ensemble des métiers de la finance. Mais Luxembourg, comme c'était prévisible, a surtout tiré profit de son positionnement historique en matière de fonds (plus grand centre en Europe et deuxième au monde après les États-Unis). Le Brexit rendant plus complexe la commercialisation de produits de Londres vers l'UE, les sociétés de gestion ayant besoin de conserver un accès au marché européen ont été nombreuses à y transférer au moins partiellement leurs activités.

D'autres acteurs du monde de la finance ont aussi choisi de venir à Luxembourg ou d'y développer une implantation existante, comme dans le secteur de l'assurance et à moindre titre dans la banque, de sorte que, selon l'agence Luxembourg for Finance, le Brexit a « renforcé le statut du Luxembourg comme centre trans-frontalier européen ». Mais, parmi les places financières qui ont tiré parti du Brexit, Luxembourg est le seul cas où c'est l'activité-phare, depuis bien avant 2016, qui s'est trouvée confortée, les autres ayant plutôt récupéré des éléments épars et parfois inespérés, suite à la réduction de la voilure dans la City.

Cette dernière, malgré sa perte de substance (évaluée à dix pour cent en termes d'actifs bancaires déplacés vers l'UE) garde de beaux restes. Londres reste leader sur plusieurs segments-clés de la finance mondiale, comme le marché des changes, celui des produits dérivés, l'émission et la négociation d'obligations internationales, l'assurance spécialisée ou encore la gestion d'actifs. Le fameux Square Mile contribue toujours à environ treize pour cent du PIB britannique. Finalement après le Brexit la finance européenne s'est davantage fragmentée. Mais l'impact favorable observé à Paris, Francfort, Dublin, Luxembourg et à moindre titre Amsterdam a tout de même permis à ces places financières de creuser l'écart avec celles d'autres pays de l'U.E ou de l'EEE. ●

Der Preis fehlender Vergleichbarkeit

IIII Pierre Mangers

Warum die europäische Entgelttransparenzrichtlinie mehr verändert als nur Gehälter



Gleiche oder gleichwertige Arbeit soll nachvollziehbar vergütet werden. Aber was bedeutet gleichwertig?

Übermorgen, am 7. Juni 2026, endet die Frist zur Umsetzung der europäischen Entgelttransparenzrichtlinie (ETL) in nationales Recht. Das Ziel klingt einfach: Gleiche oder gleichwertige Arbeit soll nachvollziehbar vergütet werden. Schwieriger wird eine andere Frage: Was bedeutet gleichwertig? Genau dort beginnt die Realität in Unternehmen. Die Regeln stehen längst fest. Wegweiser dagegen sind bislang kaum sichtbar.

Plötzlich geht es um mehr als Gehalt und Fairness. Es geht um die Art, wie Organisationen funktionieren. Und damit letztlich um etwas Größeres: die Zukunft des Luxemburger Wirtschaftsmodells. Der jüngste Bericht des Wirtschafts- und Sozialrats (CES) beschreibt eine Entwicklung: Luxemburg wuchs lange durch zusätzliche Arbeitskapazität – Menschen, Talente und Kompetenzen weit über die Landesgrenzen hinaus. Künftig dürfte stärker entscheidend werden, wie viel Wert in jeder einzelnen Stunde entsteht.

Wenn wirtschaftliches Wachstum in Zukunft stärker von Produktivität und Wertschöpfung geprägt wird, werden die internen Strukturen von Organisationen selbst zu einem Wettbewerbsfaktor. Denn Organisationen müssen künftig nachvollziehbar erklären können, warum gleiche oder gleichwertige Tätigkeiten unterschiedlich vergütet werden.

Ab 2027 geraten Unternehmen mit signifikanten Gender-Pay-Gaps stärker unter arbeitsrechtlichen und regulatorischen Rechtfertigungsdruck. Die Entgelttransparenzrichtlinie verändert nicht nur das Arbeitsrecht. Sie verändert die Architektur betrieblicher Entscheidungen. Die Begründungs-

Heikel wird Vergütung in dem Moment, in dem sie begründet werden muss

last verlagert sich zunehmend auf die Organisation selbst. Es geht damit nicht nur um Löhne, sondern um die Fähigkeit, Entscheidungen nachvollziehbar zu erklären.

Damit beginnt eine stille Revolution der Organisation. Die meisten Vergütungssysteme entstanden nicht am Reißbrett. Sie entstanden wie alte Städte: nachvollziehbar, praktisch – und selten geplant. Oft geprägt von Verhandlungsgeschick, Marktdruck, Zufällen oder schlicht dem Zeitpunkt der Einstellung. Solange vieles unsichtbar blieb, blieb auch das System stabil. Heikel wird Vergütung in dem Moment, in dem sie begründet werden muss. Denn mit der Sichtbarkeit verändert sich nicht nur die Wahrnehmung von Fairness, sondern die innere Logik der Organisation selbst. Die neue Richtlinie zwingt Unternehmen, ihre Gehaltssysteme nachvollziehbar offenzulegen. Das klingt zunächst technisch. Tatsächlich berührt es jedoch eine viel größere Frage: Wie organisiert eine moderne Gesellschaft Fairness, ohne ihre Beweglichkeit zu verlieren?

Denn Transparenz erzeugt nicht automatisch Gerechtigkeit. Sie kann zunächst Druck erzeugen. Wer erkennt, dass andere mehr verdienen, wird Gründe verlangen. Wer keine belastbare Erklärung liefern kann, wird angreifbar. Arbeitsrechtsexperten beschreiben deshalb ein mögliches Szenario: Werden Unterschiede sichtbar und bleiben sie schwer erklärbar, können zunächst einzelne Fälle, im Extremfall aber auch breitere rechtliche Auseinandersetzungen entstehen. Gerade darin liegt die tatsächliche Herausforderung der Richtlinie. Sie zwingt Organisationen, vom improvisierten Einzelfall zur nachvollziehbaren Struktur überzugehen.

Besonders relevant wird dies dort, wo statistisch erkennbare Unterschiede von fünf Prozent oder mehr zusätzliche Prüf- und Begründungspflichten auslösen können. Deshalb unterscheiden Experten zwischen einem unbereinigten und einem bereinigten Gender-Pay-Gap. Der unbereinigte Wert beschreibt zunächst den beobachtbaren durchschnittlichen Gehaltsunterschied zwischen Männern und Frauen. Der bereinigte Wert berücksichtigt zusätzlich Faktoren wie Tätigkeit, Qualifikation, Erfahrung oder Funktion. Bleibt danach weiterhin ein Unterschied bestehen, kann dies auf strukturelle Ungleichheiten oder mögliche Diskriminierung hinweisen.

Doch bereits die Auswahl dieser Einflussfaktoren und die Bildung sinnvoller Vergleichsgruppen sind keine rein technischen Entscheidungen. Hier beginnt die eigentliche Schwierigkeit: Identische Daten können – abhängig von der Bildung der Vergleichsgruppen – zu unterschiedlichen Schlussfolgerungen führen. Die Statistik bezeichnet sol-

che Effekte als Simpson-Paradox. Ein Unternehmen kann beispielsweise überwiegend Männer in höheren und Frauen in niedrigeren Gehaltsgruppen beschäftigen. Innerhalb jeder Gruppe verdienen beide Geschlechter ähnlich, auf Organisationsebene entsteht dennoch ein statistisch sichtbarer Gender-Pay-Gap – nicht wegen unterschiedlicher Vergütung derselben Tätigkeit, sondern aufgrund einer ungleichen Verteilung über verschiedene Funktionen.

Künftig dürfte deshalb weniger die Datenerhebung als die Definition sinnvoller Vergleichsgruppen zur Schlüsselfrage werden. Die Herausforderung der Richtlinie liegt dabei weniger in gleicher als in gleichwertiger Arbeit. Gleiche Arbeit ist einfach zu erfassen: Zwei Personen üben dieselbe Funktion mit vergleichbaren Aufgaben aus. Schwieriger wird die Bewertung gleichwertiger Arbeit. Rollen und Fachgebiete können sich erheblich unterscheiden – etwa zwischen Controlling, IT-Sicherheit oder Vertrieb – und dennoch einen vergleichbaren organisatorischen Wert besitzen.

Aus einer statistischen Perspektive beginnt hier die eigentliche Herausforderung der Entgelttransparenz: Arbeit muss quantitativ und qualitativ so beschrieben werden, dass unterschiedliche Funktionen trotz ihrer Verschiedenheit vergleichbar werden. Deshalb entstehen in vielen Organisationen neue Jobarchitekturen und Bewertungsmodelle. Sie versuchen, aus oft impliziten Einschätzungen nachvollziehbare und dokumentierbare Kriterien zu machen.

[...]

[Fortsetzung von Seite 15]

In der Praxis geschieht dies häufig über strukturierte Scoring-Modelle, die Funktionen nach Anforderungen, Verantwortung, Einfluss und Arbeitsbedingungen systematisch bewerten. Entscheidend sind dabei weniger die Kriterien selbst als ihre konsistente Anwendung. Erst eine nachvollziehbare Methodik macht Vergütungssysteme verständlich und belastbar – nach innen wie nach außen.

Neu oder überraschend ist all das nicht. Die Richtlinie (EU) 2023/970 wurde am 10. Mai 2023 auf europäischer Ebene verabschiedet und trat am 6. Juni 2023 in Kraft. Die Frist zur nationalen Umsetzung bis zum 7. Juni 2026 war seit Jahren bekannt. Unternehmen und Staaten hatten Zeit, sich vorzubereiten. Mehrere europäische Staaten unterstützen Unternehmen bereits aktiv bei der praktischen Umsetzung. Während Deutschland praktische Leitlinien entwickelt und Länder wie Dänemark oder Irland Sozialpartner und Unternehmensverbände früh eingebunden haben, bleibt der Umgang mit der Richtlinie in Luxemburg bislang eher zurückhaltend. Sichtbare Orientierungshilfen oder konkrete Umsetzungsbeispiele sind bisher selten. Dabei geht es weniger um zusätzliche Regulierung als um die Frage, wer gemeinsame Ausgangspunkte schafft, bevor Organisationen unter Zeitdruck beginnen, ihre eigenen Lösungen zu entwickeln. Deshalb schaffen vorausschauende Staaten früh gemeinsame Rahmenbedingungen und damit Planungssicherheit.

Wer mit Unternehmen und der öffentlichen Hand arbeitet, sieht ihre Stärken und Herausforderungen. Nähe schafft Einsicht. Distanz Urteil. Beides ist notwendig. Personalleiter – und Berater, zu denen ich mich selbstkritisch ebenfalls zähle – diskutieren gern über Personalzahlen, Budgets und Reporting. Das ist verständlich. Zahlen schaffen Orientierung. Doch oft liegt das eigentliche Problem tiefer: nicht im Mangel an Zahlen, sondern in der Struktur des Systems, das diese Zahlen hervorbringt.

Ein tieferes Verständnis solcher Systeme führt über zwei außergewöhnliche Persönlichkeiten der Mathematik: Emanuel Lasker und Emmy Noether. Beide erzählen etwas Entscheidendes

über stabile Systeme mit minimaler Komplexität. Lasker war 27 Jahre Schachweltmeister. Er dachte situativ und war ein Genie der Anpassung an seine Gegner. Noether interessierte sich weniger für einzelne Züge als für die Strukturen, die Systeme ohne Ausnahmen zusammenhalten. Die Ironie daran: Eine der größten Mathematikerinnen des 20. Jahrhunderts erhielt selbst lange weniger Anerkennung und geringere Vergütung als manche weniger qualifizierte Kollegen. Sie wurde Teil jenes Problems, das Organisationen heute erklären müssen.

Viele Unternehmen funktionieren bis heute eher nach Lasker als nach Noether. Sie lösen konkrete Probleme pragmatisch und situativ. Das ist oft notwendig. Aber über Jahre entstehen daraus zusätzliche Regeln, neue Sonderfälle und wachsende Abstimmungsbedarfe.

Wie teuer historisch gewachsene Vergütungssysteme werden können, zeigt ein einfaches Beispiel aus der Praxis. Ein Unternehmen mit 240 Mitarbeitern hat Gehälter über Jahre pragmatisch festgelegt: Wer schwer zu rekrutieren war oder gut verhandelte, erhielt mehr. Andere wurden höher eingestuft, um sie zu halten.

Mit der Entgelttransparenzrichtlinie verändert sich die Perspektive. Nun muss das Unternehmen erklären können, warum vergleichbare oder gleichwertige Tätigkeiten unterschiedlich bezahlt werden. Die Analyse zeigt: Zwei Drittel der Frauen einer vergleichbaren Funktionsgruppe liegen bei rund 78 000 Euro. Bei ihren männlichen Kollegen sind es zwei Drittel bei etwa 96 000 Euro. Die eigentliche Schwierigkeit liegt dabei oft nicht in den Zahlen selbst, sondern in der Frage, welche Vergleichsgruppen gebildet werden. An diesem Punkt wird plötzlich unklar, worüber überhaupt gesprochen wird: Handelt es sich um tatsächlich unterschiedliche Anforderungen und Funktionswerte? Oder um historisch gewachsene Unterschiede ohne konsistente Jobarchitektur? Dort entstehen die schwierigen Diskussionen zwischen HR, Management, Personaldelegation und Verwaltungsrat.

Dann beginnt die Kostenrechnung. Bewertungsmatrizen. Vergleichsgruppen. Rechtliche Prüfung. Dokumentation. Danach die Anpassungen. Nicht

nur bei den unmittelbar Betroffenen. Sondern oft kaskadenartig. Wird eine Stelle nach oben korrigiert, stellt sich oft unmittelbar die nächste Frage: Warum nicht auch die vergleichbare daneben? Aus einzelnen, zunächst begrenzten Gehaltsunterschieden kann rasch ein umfassender Anpassungsbedarf entstehen: zusätzliche Lohnkosten, externe Beratung, arbeitsrechtliche Absicherung und neue Kompetenzen innerhalb der Organisation. Denn plötzlich müssen Funktionen vergleichbar gemacht werden, die bislang nie systematisch verglichen wurden. Das schafft zusätzliche Abstimmungen und neue Sonderfälle, die letztlich Managementkapazität binden. Die fließt dann weniger in Markt, Innovation und Strategie als in die nachträgliche Erklärung historisch gewachsener Vergütungssysteme.

Dadurch verändert die Richtlinie auch die Rolle von Verwaltungsrat und Vergütungsgremien. Vergütungsfragen werden zunehmend zu einer Frage von Ressourcen-Allokation und Risikomanagement: Transparenz wirkt dabei nicht nur nach innen. Sie verändert zunehmend auch die Attraktivität von Organisationen im Wettbewerb um qualifizierte Arbeitskräfte. Wo Vergütungssysteme dauerhaft schwer erklärbar bleiben, kann dies mittelfristig die Attraktivität eines Arbeitgebers beeinträchtigen und reputationsrelevant werden.

Die Richtlinie entfaltet ihre Wirkung in einem Umfeld zunehmender regulatorischer und organisatorischer Verdichtung. Unternehmen sehen sich bereits heute mit einer Vielzahl zusätzlicher Anforderungen konfrontiert: Datenschutz, Hinweisgeberschutz, Prävention unangemessener Verhaltensweisen am Arbeitsplatz, Nachhaltigkeits- und ESG-Berichterstattung, KI-Governance sowie erweiterten Dokumentations- und Compliance-Pflichten. Hinzu kommen strukturelle Herausforderungen, wie Fachkräftemangel, steigende Regulierungskosten und geopolitische Unsicherheiten. Sie erschweren Planung und erhöhen den Druck auf Kosten. Das bedeutet nicht zwangsläufig höhere Inflation. Es erhöht ihre Wahrscheinlichkeit.

Unternehmen mit mindestens 250 Beschäftigten werden künftig jährlichen Berichts- und Nachweispflichten unterliegen, während für kleinere

In Luxemburg bleibt der Umgang mit der Richtlinie bislang eher zurückhaltend. Sichtbare Orientierungshilfen bleiben bisher selten

Unternehmen teilweise längere Übergangsfristen und reduzierte Berichtspflichten gelten. Der organisatorische Anpassungsdruck entsteht jedoch deutlich früher und reicht faktisch über die formalen Schwellenwerte hinaus. Denn regulatorische Schwellenwerte begrenzen zwar den Umfang gesetzlicher Berichtspflichten, sie ersetzen jedoch nicht die Notwendigkeit, Vergütungssysteme, Rollenprofile und Entscheidungslogiken transparent, konsistent und nachvollziehbar auszugestalten.

Die naheliegende Reaktion darauf besteht oft in zusätzlichen Regeln, Kontrollen und Berichtspflichten. Doch genau darin liegt die Gefahr: Organisationen werden zunehmend mit der Erklärung ihrer eigenen Komplexität beschäftigt. Dabei liegt das ursprüngliche Risiko oft weniger in steigenden Lohnkosten als in sinkender organisatorischer Produktivität. Gerade darin berührt die ETL eine größere wirtschaftspolitische Frage der Wettbewerbsfähigkeit. OECD und CES weisen darauf hin, dass Luxemburg seit Jahren mit einer schwachen Produktivitätsdynamik konfrontiert ist. Gute Regulierung misst sich nicht an ihrer Menge. Sondern daran, ob sie Komplexität reduziert, statt sie zu erzeugen. Denn zusätzlicher organisatorischer Aufwand schafft nicht automatisch zusätzlichen Wert – insbesondere dort nicht, wo organisatorische Komplexität beginnt, Produktivität zu beeinträchtigen.

Unternehmen konkurrieren künftig deshalb nicht mehr nur über Talente, Produkte oder Kapital-



Rund 99,5 Prozent der Luxemburger Unternehmen beschäftigen weniger als 250 Mitarbeiter

zugang. Manchmal auch über etwas deutlich Unspektakuläreres: ihre innere Ordnung. Wer transparente, nachvollziehbare und skalierbare Vergütungssysteme besitzt, wird regulatorische Anpassungen schneller umsetzen, Managementkapazitäten effizienter einsetzen und qualifizierte Arbeitskräfte leichter gewinnen können. Wer hingegen über Jahre situativ gewachsene Strukturen aufgebaut hat, wird mehr Zeit, mehr Koordinationsaufwand und mehr Kapital für dieselbe Anpassung benötigen.

Hier wird künstliche Intelligenz interessant — und riskant zugleich. In gut strukturierten Organisationen kann KI helfen, Vergütungssysteme zu strukturieren, vergleichbare Tätigkeiten systematischer in Scoring-Modellen zu bewerten und strukturelle Ungleichgewichte sichtbar zu machen und zu dokumentieren. In schwächer strukturierten Organisationen kann jedoch auch das Gegenteil eintreten: Texte entstehen schneller. Berichte ebenfalls. Probleme werden effizienter beschrieben, ohne notwendigerweise gelöst zu werden. Die Antwort darauf liegt deshalb nicht in immer detaillierteren Vorgaben. Sondern

in struktureller Vereinfachung: klare Jobarchitekturen, nachvollziehbare Funktionsbewertungen und die regelmäßige Bereinigung historisch gewachsener Sonderfälle.

Vielleicht liegt darin die fundamentale Lehre der Entgelttransparenzrichtlinie. Sie ist keine bloße Sozialreform. Es geht um mehr als Gehälter. Es geht um die Frage, wie Organisationen Ordnung schaffen, ohne neue Unordnung zu erzeugen. Wo viele Organisationen vor ähnlichen Herausforderungen stehen, wird daraus irgendwann auch eine volkswirtschaftliche Frage.

Gerade kleine, offene Volkswirtschaften wie Luxemburg stehen hier vor einer besonderen Herausforderung. Ihre Stärke lag lange in Flexibilität und Pragmatismus. Die Entgelttransparenzrichtlinie verschiebt den Schwerpunkt teilweise in Richtung Standardisierung und Nachvollziehbarkeit.

Eine Zahl wirkt zunächst unscheinbar: Rund 99,5 Prozent der Luxemburger Unternehmen beschäftigen weniger als 250 Mitarbeiter. Hinter

dieser Zahl steht eine praktische Realität. Einige hundert größere Häuser verfügen über Juristen, HR-Abteilungen und Compliance-Spezialisten. Viele kleinere Betriebe nicht. Dort stellt sich meist keine Frage des Wollens, sondern des Könnens. Der Unterschied klingt klein. Er ist es nicht. Gute Regeln zeigen ihren Wert erst dann, wenn sie sich im Alltag umsetzen lassen.

Die zentrale Frage lautet deshalb nicht, ob Luxemburg transparenter wird. Sondern ob es gelingt, Transparenz mit Beweglichkeit zu verbinden. Darin liegt eine zentrale Herausforderung des Luxemburger Wirtschaftsmodells: mehr Struktur zu schaffen, ohne Produktivität durch zusätzliche Komplexität zu verlieren. Organisationen werden künftig weniger durch permanente Korrekturen stabil bleiben. Sondern durch nachvollziehbare Strukturen und konsistente Entscheidungslogiken.

Struktur und Freiheit stehen dabei nicht im Widerspruch.

Mit dem Ablauf der Umsetzungsfrist endet deshalb weniger eine Frist, als dass eine neue Phase beginnt.

Strategisch vorausschauende Unternehmen arbeiten bereits seit Jahren an transparenteren Vergütungsstrukturen. Andere müssen ihre Antworten nun unter größerem Zeitdruck entwickeln. Gesetze können Transparenz verlangen und Leitplanken setzen. Vertrauen ersetzen sie nicht. Es entsteht langsam – und meist lange bevor Regeln es vorsehen.

Am Ende ist die Frage vielleicht einfacher: Wie viel Struktur braucht eine Organisation, um beweglich zu bleiben?

Vielleicht ging es nie um Lasker gegen Noether. Sondern um die Reihenfolge.

Erst die Struktur. Dann die Freiheit. ●

Pierre Mangers ist Strategie- und Managementberater. Er verbindet Ingenieurwissenschaft, Volkswirtschaft und Datenanalyse mit Fragen der Organisation und Produktivität. Er ist aktives Mitglied der Luxembourg Society of Statistics sowie der Ingénieurs & Scientifiques du Luxembourg.

Eine überfällige Einladung

IIII AHA Lëtzebuerg

Eine humanistische Antwort auf Lukas Helds Plädoyer für eine Feiertagsreform in Luxemburg

Selten verbindet jemand eine längst überfällige Frage mit einem konkreten Vorschlag. Lukas Held hat mit seinem Beitrag „Der leere Feiertag“ beides getan, und das begrüßen wir ausdrücklich. Dass über unseren Feiertagskalender endlich öffentlich diskutiert wird, war überfällig: ein konfessionelles Relikt, dessen sieben katholische Tage einer Gesellschaft gegenüberstehen, die zum Kirchenjahr längst keinen lebendigen Bezug mehr hat. Luxemburg hat den schwierigen Teil der Trennung von Kirche und Staat zwar hinter sich: den weitgehenden Rückzug aus der Kirchenfinanzierung und einen gemeinsamen Werteunterricht. Nur der Kalender blieb bis lang unangetastet.

Helds Plädoyer ist für uns deshalb eine logische Konsequenz — und eine willkommene Einladung. Diese Debatte sollte öffentlich geführt werden: ergebnisoffen und ohne Tabus, im Bewusstsein, dass Feiertage zu kostbar sind, um sie unreflektiert so zu belassen, wie sie sind, nur weil sie anscheinend immer schon so waren oder wir uns fürchten etwas zu ändern, nur weil wir (noch) nicht (vollständig) wissen, wie die Zukunft aussehen könnte.

Held hatte zudem den Mut, ein angreifbares Modell vorzulegen, statt nur anzudeuten — das gibt der Debatte etwas, woran man sich abarbeiten kann. Auch seinen Ausgangsbefund, einen überladenen Mai gefolgt von einer Wüste bis November, teilen wir, wenn man den (katholischen) Feiertag im August – verständlicherweise – übersieht.

Schauen wir uns deshalb seinen Reformvorschlag, aus humanistischer Perspektive, an.

Helds erste Ebene, die fünf „Resonanztage“ des gesamtgesellschaftlichen völligen Stillstands – verankert in universellen astronomischen Wendepunkten, sprich die 2 Äquinoktien und die 2

Sonnenwenden – ist spannend, weil sie das Potential hat etwas Gemeinsames zu stiften: Momente, in der die ganze Gesellschaft zugleich innehält und niemand ein Deutungsmonopol für diese hat. Fünf Tage die uns, über Trennlinien hinaus, als Gesellschaft, und, darüber hinaus, als Menschheit, verbinden. Das Kostbare daran ist nicht der freie Tag des Einzelnen, sondern der geteilte Rhythmus — der gemeinsame Atemzug einer ganzen Gesellschaft, die sich für einen Moment als ein Ganzes erlebt. Ein solcher Stillstand aber wirkt nur, wenn er wirklich allen gilt: Ein Feiertag, an dem die einen ruhen, während die anderen für sie ausliefern, ist kein gemeinsamer und damit gar keiner.

Skeptischer macht uns allerdings der zweite Teil seines Wunsches: dass sich die Gesellschaft an diesen Tagen „als Selbstzweck verausgabt“. Der Staat kann nämlich lediglich Zeit freihalten, nicht Ergriffenheit verordnen — Held nennt das selbst das Paradox seines Vorschlags. Hüten wir uns also vor einer Verwechslung: ein Gefühl per Gesetz zu verordnen, ist stets gescheitert; eine Zeit freizugeben, die die Gesellschaft nach und nach mit eigener Praxis füllt, ist etwas anderes — bescheidener, aber realistischer.

Helds zweite Ebene, die kollektiv festgelegten „Gemeinschaftstage“, ist sein spannendster Gedanke. Das Prinzip begrüßen wir: ein Rahmen, in dem keine Weltanschauung mehr als heimliche Staatsreligion, für alle verbindlich und allen aufgedrückt, behandelt wird. Dadurch würde kein Bekenntnis mehr bevorzugt. Menschen, die sich einer bestimmten Gemeinschaft zugehörig fühlen, könnten deren Feiertage gemeinsam mit anderen Mitgliedern begehen. Ein verlockender und reizvoller Gedanke. Dieser Aufgabe würden wir uns sicherlich als humanistischer Verein nicht entziehen: wir wären bereit, mit unseren bescheidenen Mitteln, hier



etwas Sinnvolles anzubieten. Nur Schade, dass der Welthumanistentag so nahe am Nationalfeiertag und an der Sommersonnenwende liegt. Aber wir würden da sicherlich einen anderen, sinnvollen Tag (er)finden und mit Leben füllen.

Hier aber beginnen die Fragen, die Held offenlässt. Wer regelt das? Wer entscheidet, welche Tage der Katalog enthält und wie eine „Gemeinschaft“ überhaupt definiert wird? Darf ich mehreren Gemeinschaften zugleich angehören? Muss ich mich für 4 entscheiden, obwohl ich mich eventuell mehr als 4 zugehörig fühle? Was passiert, wenn ich mich keiner Gemeinschaft zugehörig spüre? Wer kontrolliert, ob ich diese Gemeinschaftstage wirklich in und mit meiner Gemeinschaft verbringe, anstatt daraus persönliche Freizeit zu machen? Wollen

wir das überhaupt kontrollieren? Das sind keine unüberwindbaren Fragen, müssen aber geklärt werden.

Helds dritte Ebene, die zwei persönlichen Zeitgutscheine, ist am einfachsten nachzuvollziehen, auch aus humanistischer Sicht. Denn sie traut dem Einzelnen zu, selbst am besten zu wissen, wann er diese Tage am sinnvollsten für sich einsetzt. Wer die Mündigkeit der Person ernst nimmt, kann ihr diese Wahl überlassen. Weil eine gewisse Einbettung des Individuums in seine Gemeinschaften (Ebene 2) und in die Gesellschaft (Ebene 1) vorgesehen ist, können wir diesen Gewinn an persönlicher Freiheit durchaus begrüßen und uns freuen, dass Held nicht vorschlägt, alle Feiertage einfach in zusätzliche Urlaubstage umzuwandeln. ●

Eng Expo vun
Affiche vum
Pe'l Schlechter an
engem Couloir vum
Konviktsgaart



„De Carlo war e Knéckjang“

IIII Interview: Frédéric Braun

d'Land: Wéi geet et Iech, Här Schlechter?

Pe'l Schlechter: Abee, wéi engem ale Mann.

Dir hutt dach nach am November e Buch erausginn?

Jo, dat lescht, dat waren d'Fabele vum La Fontaine op Lëtzebuergesch. Dat hunn ech esou ganz niewelaanscht gemaach. Dat huet mir scho Spaass gemaach, mee meng Hauptbeschäftigung war awer ëmmer nëmme Grafik. An d'technesch Zeechne beim Architekt.

Vill Leit wësse mol guer net, datt Dir Architekt gi wollt...

Jo, de Krich ass mir dertëscht komm. Wéi ech am Kolléisch mäi Passageexamen hanneru mer hat, dunnt huet et geheescht: Wat fänks de mat dengem Liewen un? Ech wollt ëmmer eppes hunn, wat mat Molen an Zeechnen ze dinn hat. An dunnt hunn ech meng zwee Zeecheprofen, Lamboray a Schaack, ëm Rot gefrot, an déi hunn allen zwee gesot: Lauschter ons no, géi an d'Handwierkerschoul an d'Baufach. Ech hat aner Saachen am Kapp: Ech wollt Theater- oder Fënsterdekorateur ginn, souguer Mouden-Entwerfer. Du war ech an der Handwierkerschoul a glécklech – ech hat dat Richtegt geroode, an ech hunn dunnt 1939, just éier de Krich iwwer Lëtzebuerg koom, beim Pierre Grach, mengem éischte Patron, mat schaf-fen ugefaang. Duerch de Krich war awer vun engem Dag zum anere keng Aarbecht méi do fir ons. D'Projete sinn an d'Waasser gefall, an dunnt huet de Mann ons missten entloossen.

Gëtt et e Projet, un deen Dir Iech besonnesch erënnert?

D'Verwaltungsgebai vun der Faïencerie an der Millebaach. Dat hunn ech gezeechent. Ech denken ëmmer drun, wann ech mol dolaanscht gefouert ginn. Dat war meng éischt Aarbecht. Also ech war just chargéiert fir d'Fassaden. Duerno hunn ech beim Architekt Arthur Thill geschafft. An dunnt hu mer Zinema gebraucht. Den Eldorado an de Marivaux. Do hunn ech matgehollef. An dat war schrecklech interessant, et huet een enorm vill geléiert, och iwwer Sécherheetsvirschrëften. Zum Beispill an enger Rei Still hunn net méi wéi 15 Plazen dierfe sinn. Dat heescht, deen, deen an der Métt agespaart war, deen hat net méi wéi siwen Sëtzer ze passéieren. An d'Dieren hunn all missten no bausen opgoen. Den Arthur Thill huet mech nach jorelaang duerno gefrot, fir e weíneg matzehëllefen, zum Beispill zu Bouferdeng, wou hien d'Altersheem gebaut huet a mech chargéiert huet fir d'Fassad. Nom Krich war ënnert den Architekten eng grouss Oprou mat der Rekonstruktioun. Déi hate kenge Leit. Ech war an d'Wehrmacht agezu ginn a sinn dono an Holland desertéiert, wou ech nach Méint laang verstoppt war. Bis August/September 1945, wéi ech eréischt heemkoom, an am Zuch vu Bréissel op Lëtzebuerg hunn ech dräi Propositione vun Architekten kritt, fir ze schaffen. E puer Frënn, déi och Artiste waren, d'Gebridder Jos an Emile Probst, sinn dunnt u mech erugetratt a soten, d'Architekten Pierre Reuter a Léon Loschetter hätten e Büro opgemaach. Wëlls de net bei déi schaffe goen? D'Architekten hatten sech fir d'Rekonstruktion d'ganzt Land an d'Terrainen opgedeelt. Jiddwereen hat seng Regioun, wou e geschafft huet. An déi hei hate keng geograafesch delimitéiert Zon, mee si hatten eng Spezialitéit: zerstiéert Kierchen erëm opbauen. Dat huet mir dunnt e bësse méi interessant geschéngt, wéi Kanéngerchersstall opzebauen.

„Ech hu quasi matgehollef, d'Land ze grënnen. De Carlo Hemmer war e gudder Frënd vu mir“

Ären éischte Büro als Grafiker war um Aldringen?

An der Aldringer Strooss Nummer 19, dat heescht, wou ënnenan de Bistro ass, den Interview. Ech war do um éischte Stack uewendrop. Dat hunn se den Entresol genannt. An do an dee Bistro rof sinn ech dacks owes e Pättchen huele gaangen. De Wiert huet Diderich geheescht, a mir hunn en de „Liddereg“ genannt, well dee stoung de ganzen Dag op der Schwell vu sengem Bistro ze kucke wat an der Strooss géing virgoen, a wann e Client koom, dann ass en op d'Säit gaang, fir dass dee konnt eragoen, an dann huet e geruff: „Marie, et ass e Client do, zaap deem en Humpen!“ (laacht)

Wéi sidd Dir mam Lëtzeburger Land a Kontakt komm?

Ech hu quasi matgehollef d'Land ze grënnen. De Carlo Hemmer war e gudder Frënd vu mir. Do hat ech nach mäi Grafikstudio an der Stad. An ech hat Kontakt mat jiddwerengem. Ech hat sämtlech Starter Geschäftsleit als Clienten. Hien huet mech ugeruff: „Ech hu wëlls, eng Zeitung ze grënnen. Hues de Loscht, matzeschaffen?“ Et ass esou ausgaangen, dass ech him eng naturgrouss Maquette

gemaach hu vun enger siechzéngsäiteger Zeitung mat alles drop gemoolt, wéi ech mir dat fäerdeg Blat virgestallt hunn, inklusiv d'Entête, an och d'Entête vun den Zwëschenartikelen an esou weider. Vun do un hunn ech jorelaang all Woch op di éischt Säit e Gedicht mat enger Zeechnung gemaach. Bis ech es genuch hat beim Carlo – do sinn d'Suen net esou séier komm. Dat war e Knéckjang (laacht). An ee gudden Dag konnt ech dat net méi maachen, well ech ze vill mat mengen normale Clienten ze dinn hat. Mee ech hu mat där Zeitung matgeliefert. Mam Carlo, dem Kriepse Rosch, dem Kinsche Lee. Duerno hunn ech op der Foire geschafft, bis ech Pensioun hat.

Dir sidd jo éier a bescheidene Verhältnisser grouss ginn. Äre Papp Demy Schlechter war jonk gestuerwen an Är Mamm war op emol eleng mat véier Kanner. Gehollef krut si vun hirer Schwëster – enger Frau, fir déi de Putty Stein d'Lidd: „Dem Wirsch seng Wueden“ geschriwwen huet.

Jo. D'Tata Wirsch (eigentlech Virginie Muller, d.Red.) war menger Mamm hir eelst Schwëster. An déi ass Jonggesell bliwwen, déi huet dem Papp seng Roll iwwerholl, fir d'Brout ze verdén-gen. Déi huet als Chef Vendeuse an der Maison Brasseur geschafft, an der Groussgaass. De Putty Stein huet dat Lidd geschriwwen a jiddwereen huet gesot, dat war fir déi. Fir mech war se jo ural, mat fofzeg Joer. Et war eng imposant Fra, grouss gewuess, riicht. Eng schéi Fra. An ech gleewe gär, dass de Putty Stein si gemengt huet, mat de Wueden. Mir hunn se heiansdo „Tata Unwirsch“ genannt; si huet ëmmer esou aggressiv geschwat – dat war hir Manéier fir léif mat ons ze sinn. Mir hu jo eréischt méi spët verstanen, wat fir eng Roll se hat!



De Pe'l Schlechter
dëse Méinden
am Konviktskaart

Aus senger Fieder stammt deen alleréischte Layout vum *Land*: 105 Joer ass de Grafiker, Zeechner a Schrëftsteller Pe'l Schlechter dësen Abrëll ginn. Mir waren op Besuch

U wéi eng Zäit erënnert Dir Iech am léifsten?

Vläicht u meng Kannerzäit, wou mer als Bouwen op der Strooss konnte spillen, iwwerall, et ass nach net dat do ginn (*tippt mam Fanger wéi op e Smartphone*). Ech hat ëmmer iergend e beschte Frënd, e Kolleeg, a mir hunn ons net genéiert, fir iwwerall der stiichten ze goen, wou mer nëmme konnten. Mir waren als Kanner doheem ganz selbstänneg. Et war kee Papp do, d'Mamm hat keng Zeit fir déi ganz Häerd – jiddereen huet gemaach, wat e wollt. Déi Fräiheet, déi een hat, e Gaassebouf ze sinn, dat war schéin. Mir si prinzipiell séier fortgelaf wa mer e Mann an enger Uniform gesinn hu kommen. Et hätt jo kënnen eng Police sinn. Et war vläicht nëmmen e Brëfdréier oder en Eisebunner, mir wossten et net a si gerannt. Mir si schelle gaang un d'Dieren. Mir hunn déi gelungenste Saache gemaach. Wann de Lantermännche koum mat senger laanger Staang, owes d'Lanteren ufänken an déi net direkt ugaangen ass, dann huet hien do esou ee grouse Fixspoun an d'Staang eragestach fir se unzefänken. Dat war „Lanterfix“. Déi hu mir misste kréie vun him. Dräi, véier Spéin, da ware mer glécklech. Déi konnt een egal wou ufänken. An dann hate mer eng Kéier en doudege Maulwuerf fonnt. Do hu mer deem aus geklaute Glasplacke vun de Lanteren e gliesene Sarg gemaach an e feierlech begruewen...

Wat ass eigentlech Är fréisten Erënnerung?

Mat menger Schwëster, déi zéng Joer méi al war wéi ech a mech iwwerall matgeschleeft huet, well ech deen aarme klenge Jong war, dee kee Papp hat, war ech eng Kéier op der Schueberfouer. A meng Schwëster wollt mer eng Zockerstaang kafen, sot: „Bleif hei stoen, ech ginn dohinner

„Déi Fräiheet, déi een hat, e Gaassebouf ze sinn, dat war schéin. Mir si prinzipiell séier fortgelaf wa mer e Mann an enger Uniform gesinn hu kommen. Et hätt jo kënnen eng Police sinn“

mech an d'Rei stellen, fir eng Zockerstaang ze kafen.“ Ech war esou e Béifche vu véier Joer vläicht. Hei koum tëschent de Buden e Mann an engem samette Kostüm eraus. Esouwéi e Fierschter huet en ausgesinn. An deen huet mech mat der Hand geholl an ass gaangen – an ech mat! An dee Moment dréit meng Schwëster sech ëm, déi hat grad hir Zockerstaang am Grapp an deet eemol haart Kreesch an rennt dohinner. Si hat eng Posch aus metallenen, rengen Ketten – esou eng Ketteposch – an huet deem Mann déi Flang an d'Fassad gefacht, mech ewech gerappt an ass gelaf a gelaf. Soss géif ech vläicht haut Tigeren bännegen oder e Clown spillen.

Hätt Dir jeemols geduecht, datt Dir esou en héijen Alter kritt, a wéi erklärt Dir Iech dat?

Nee, ni. Ech hunn iwwerhaupt ni e Gedanken dorobber verluer. Mee eppes, wat ech ëmmer

gesot hunn: „Ni an d'Altersheim.“ Elo op emol sëtzen ech awer an engem – a gutt versuergt! Ech hu Sport gemaach, ech si reegelméisseg schwamme gaang an ech hunn iwwer zéng Joer lang Judo gemaach. Ceinturne noire! An ech hunn duerno och nach fënnel Joer Aikido gemaach. Ech si fest iwwerzeegt, dass de Judo an den Aikido gehollef hunn, dass ech kierperlech nach ewell besser kann hëllef wéi vill anere Leit hei. Dat verhënnert net, dass meng Been méi schwaach gi sinn. An natierlech de Verhalt. Mee dat passéiert jiddwerengem, deen al gëtt.

Dir waart ëmmer ganz positiv, lieft hei ëmgi vu Bicher, Biller an Affichen. Dat hält och lieweg!

Jo, sécher. Wann ee kann iwwert seng Aarbecht an iwwert säi Liewe schwätzen, dat ass gutt. Well soss verkënnst ee jo komplett. Ech ka mech liicht iwwerall upassen. Soubal ech an eng nei Situation kommen, da kucken ech, wat ass hei positiv, wat ass hei negativ, an da sichen ech mer dat Positiivt eraus. Dat hunn ech vu mengen Elteren. Mäi Papp, deen hunn ech jo net méi kannt, mee dat muss en onverbesserlechen Optimist gewiescht sinn, a meng Mamm, déi och. Meng Mamm huet ëmmer gesongen a gelaacht. Owes ware mer all zesummen: d'Mamm, d'Tatta Wirsch an déi fënnel Kanner. An da souze mer ronderëm den Dësch an dann ass *Mensch ärgere Dich nicht* gespilt ginn oder *Schwaarze Péiter* an et ass gesonge ginn. Ech denken elo un ee Moment, do huet et da geheescht: „Wat sange mer dann elo?“ – „O, sot mäi Brudder Ger: Komm, mir sangen d'*Heidenröslein*“. Ech als klenge Béifchen hat et nach ni gehéiert. Ech wosst net, wat et wär. *Doch der böse Knabe bricht das Röslein*. Du fänken ech un ze kräischen. Als

klenge Bouf huet et mer leed gedoe fir déi Rous, déi net wollt gepléckt ginn an déi awer gepléckt ginn ass. An si hu mäi Liewe laang de Geck mat mir dofir gemaach, d'ganz Famill. Mir waren alleguerten ëmmer do fir mat deem aneren de Geck ze maachen, ouni béis ze sinn, an et ass doriwwer gelaacht ginn. Mäin nächste Bruder, onse Vic, dee war véier Joer méi al wéi ech a mir sinn der Rei no gebued ginn. All Kéier zwee beeneen. Meng Mamm hat mech an der Buedbidde sëtzen an onse Vic huet si geholl a mam Hënner op d'Kachmaschinn gesat. Déi war nach waarm. Do huet dee gebiere! An deen ass säi Liewe laang domat gehänselt ginn. Do hu mer gesot: Mat dengem rouden Aarsch hues du duerno gutt an Afrika bei d'Afe gepasst (hie war fënnelnefanzwanzeg Joer am Kongo). Spéider war hien zu Wolz am Altersheim. An do hunn se him awer missen e Been erofhuelen, wéint Zocker. A kuerz drop krut en dat anert Been och ewechgeholl. E wollt grad de Lift ruffen, dunn ass e mat sengem Rullstull op de Réck gefall – well déi Been hu gefeelt als Gewiicht. En huet sech futti gelaacht doriwwer. Esou ware mir mateneen.

Ären Neveu, de Schrëftsteller Lambert Schlechter, ass och mëttlerweil am Altersheim...

Jo, an der Pescatore. Meng kleng Niece kënnt reegelméisseg mat hirem Mann samschdes bei mech iessen. An dee Mann muss och am Rullstull sëtzen. Fir d'éischt hat en en einfache Rullstull, dunn krut en en elektreschen. An ech hunn deen ale gierft. An elo virun e puer Méint huet de Lambert deen elektresche Rullstull kritt. Dunn huet hien sech direkt dra gesat an ass domat an d'Stad gefuer. Virum Roude Pëtz kruten se hien nach gestoppt (*laacht*). ●

Nelkas Wissen über Äpfel

IIII Anina Valle Thiele



Svenja Leiber

So mancher Apfelbaum birgt eine dunkle Geschichte, wurzelt auf Zwangsarbeit. Davon erzählt Svenja Leiber in *Nelka* ...

Es geht um Äpfel, Missbrauch und weibliche Solidarität. In ihrem Roman *Nelka* zeichnet Svenja Leiber das Leben einer willensstarken Frau nach, die bereits früh ihrer Möglichkeiten beraubt, nach Norddeutschland verschleppt wird und als Zwangsarbeiterin während des Zweiten Weltkriegs auf einem Hof in Schleswig-Holstein schuften muss.

Doch die Erzählung verhandelt weit mehr als die Zwangsarbeit. Es ist die Geschichte einer mehrfachen Ausbeutung, eines psychischen Missbrauchs anhand eines fiktiven Einzelschicksals – als pars pro toto. Nelkas Wissen über Äpfel wird den Wohlstand Martens sichern ... Der Gutsherr wird sie nicht nur lüstern sexuell ausbeuten, sondern rasch erkennen, dass sie ihm auch helfen kann, eine Obstplantage zu errichten. Während sie nach dem Krieg bei null anfangen wird, wird er es dank ihrer Expertise zu Wohlstand bringen.

Nelka ist ähnlich wie Leibers Roman *Kazimira* (2021) ein intelligenter Jahrhundertroman über starke Frauen, der sprachlich ausgefeilt ist und einen rasch in den Bann zieht. „Alles beginnt mit Sprache. Der tausendfache Missbrauch, der Zwang und die Morde durch Arbeit begannen mit Sprache. Mit der Einübung in die Unmenschlichkeit durch die Versprachlichung unmenschlicher Gedanken“, heißt es im Nachwort.

Sorgsam spinnt die Autorin Handlungsstränge, um sie sachte wieder zusammenzuführen, flicht sie wie einen bunten Teppich voller schillernder und düsterer Farben zu einem Gesellschaftsbild

zur Arbeit Gezwungener während des Nationalsozialismus. Die reflektierte Selbstbefragung treibt sie an: „Womit beginnen? Mit den Herren oder mit den Knechten? Mit den Erzählten oder den Unerzählten? Womit beginnen? Mit dem Kummer oder mit dem Trost?“

Die vielschichtige, märchenhafte Erzählung entfaltet Sogwirkung. „Es muss von allem handeln, und es muss vorn beginnen, und seinen Anfang nahm es vor vielen Jahren im armen Kronland Galizien, in der Stadt Lemberg, damals gerade polnisch Lwów, wo ein Mann namens Wendelin Lechner lebte, der aber kein Pole war, dafür aber ein nicht unbekannter Pomologe.“

Nelka kehrt an den Ort zurück, an dem sie geknechtet wurde. Es ist eine Art Heimsuchung, an deren Ende Erkenntnis steht und die Möglichkeit, einen Schlussstrich zu ziehen, das Blatt zu wenden. Auf der einen Seite steht Nelka, die sich den Geistern ihrer Vergangenheit stellt; auf der anderen Seite der verstockte und zu Beginn der Erzählung schon betagte männliche deutsche Gutsherr Marten, der in seiner Selbstgerechtigkeit völlig unfähig ist, Schuld oder gar Reue zu empfinden.

Nelka hingegen wird sich der Vergangenheit stellen („Ihr ist, als fahre sie in diese Angst hinein, wie man in eine Nebelbank fährt.“) und Marten damit konfrontieren: „Diese Lücke, die sich irgendwann scheinbar geschlossen hatte, jetzt reißt sie auf. Wie eine billige Naht. Darunter kommt das Fleisch der Geschichte zum Vorschein, roh und zart. Es kommt hervor. Das Fleisch kehrt zu ihm zurück.“

Sinnlich und schillernd sind die Beschreibungen Lembergs, einer multikulturellen Metropole in der heutigen Ukraine: „Und Lemberg lag, wie ein Zankapfel, in einem Gebiet, nach dem alle Seiten griffen: mal der Zar, mal die Polnische Republik, mal die Ukrainer, dann der erste Generalsekretär und schließlich die Faschisten.“

Dort wächst Nelka behütet auf und badet in der Liebe ihrer Eltern. Ihr Vater, Wendelin Lechner, „lebte zwischen den Gewalten. Und eines Tages, auf dem Heimweg vom Institut, es war der 11. Juni 1924, erblickte er Jeva Silber, die eben aus einer Buchhandlung trat, welche Bücher in mehreren Sprachen anbot. Denn in Lemberg zwitscherte und stritt es mindestens auf Polnisch, Russisch, Ruthenisch, Deutsch und Jiddisch in den Straßen, wie in einer belebten Gartenhecke, und Jeva beherrschte diese Sprachen alle.“

Nelka kam in eine freigeistige Welt, sie erzogen das verträumte Kind „Jose in ihrem jeweiligen Glauben und ihrer jeweiligen Sprache, wobei das

Polnische ihre Hauptsprache war und ihr Glaube nur alte Gewohnheit.“ Wenn es um Politik ging, sprach Jeva Russisch, und wenn es um Äpfel ging, sprach Wendelin Deutsch, und so lernte Nelka die Beschreibungen der Früchte und ihren Anbau und sprach selbst kaum.

Leibers poetische Sprache lässt die unbeschwertere Kindheit aufleben: „Die Welt um sie her wuchs und verging, die Natur setzte zusammen und zersetzte auch wieder, Nelka sammelte ein und säte aus, glaubte an alles, was sie sah, Schöpfung im Frühjahr, Erschöpfung im Herbst und dazwischen, in Sommer und Winter, zwei Weisen des Schlafs, einen in Wärme, einen in Kälte, und es wunderte sie nur, dass sie selbst von einem ins andere ging, als wäre sie ein Faden – ohne zu reißen.“ Ihre Mutter gab ihr mit, „in einer Welt der Zähne nicht zu beißen“, „Zaubern, Nelka!“, ihr Vater.

Am Abend saß das Kind in der Stube „und hütete die Fliegen, drehte ihnen winzige Kugeln aus Teig und sah zu, wie sie mit ihren zarten Rüsseln die Krumen betasteten, als würden sie sie nach etwas befragen.“ Die Verschleppung auf das Gut Martens und die harte Arbeit markieren einen Bruch. Gleichwohl schafft Nelka es, den Kopf aufrecht zu halten und ihren Kameradinnen Mut zu spenden. Es sind ihre kleinen subversiven Ausflüchte, etwa in der Nacht an den See, die einem bei der Lektüre Trost spenden.

Nelka ist ein faszinierender Roman, der eine Frauenfigur in den Vordergrund stellt, die ihrem Schicksal trotzt. Im Nachwort präzisiert Leiber, dass rund 20 Millionen Menschen für das nationalsozialistische Deutschland Zwangsarbeit leisten mussten, sowohl im „Deutschen Reich“ als auch in den besetzten Gebieten. Große Teile des Reichtums von Industriellen-Familien und Unternehmen gründen auf einst geleisteter Zwangsarbeit. Eine besondere Rolle nehmen in diesem Kontext Frauen und ihre Körper ein.

Nelka ist die fiktive Geschichte einer Zwangsarbeiterin, wie es sie nie gegeben hat und doch gegeben haben könnte. Es ist ein Roman, den gerade Leserinnen lange in Erinnerung behalten werden, weil er ein Bewusstsein über eine Epoche schafft, die auch in der Forschung lange vernachlässigt wurde, aber auch weil mit Nelka eine schillernde Figur entworfen wird, die sich mutig allen Widrigkeiten entgegenstellt, solidarisch und klug in einer ungerechten Welt. ●

Svenja Leiber, *Nelka*, Roman. Suhrkamp 2026, 200 Seiten, 24 Euro



T
A
B
L
O

JUSTICE

L'affaire est finie

Ce mercredi, la Cour d'appel a relaxé les anciens journalistes de RTL Marc Thoma et Sophie Schram dans l'affaire qui les oppose à Enrico Lunghi depuis 2016. La décision annule leur

condamnation de première instance. En décembre 2023, le tribunal correctionnel les avait condamnés à une amende de 1 000 euros pour diffamation ainsi qu'à un euro symbolique au civil. L'ancien directeur général de RTL Luxembourg, Alain Berwick, ainsi que Steve Schmit, avaient quant à eux été acquittés.

En appel, le parquet général a pourtant demandé la confirmation de la culpabilité des deux journalistes, tout en se montrant favorable à une amende symbolique de 251 euros. Le ministère public a estimé que le montage présenté dans

l'émission *Den Nol op de Kapp* avait défavorisé Enrico Lunghi par rapport aux images complètes. La défense, elle, a contesté toute manipulation volontaire, invoquant de simples choix éditoriaux et techniques usuels.

Il aura fallu dix ans pour clôturer ainsi l'un des dossiers médiatico-judiciaires les plus suivis de ces dernières années au Luxembourg. Député, Enrico Lunghi réagit auprès du *Land* avec une certaine ironie : « Je ne comprends pas... La suite logique serait que RTL réengage M. Thoma et Mme Schram pour reprendre le *Nol*. » FC

LIVRES

La fin du chemin

Après 33 ans d'activité, la maison d'édition Op der Lay va fermer. Ses responsables, Doris Bintner et Eric Steffen, ont pris cette décision difficile après de nombreuses années de travail menées en parallèle de leurs activités professionnelles et familiales. Fondée en 1993 par Renée Weber et Robert Gollo Steffen, Op der Lay a contribué à façonner le visage de la littérature luxembourgeoise en publiant aussi bien des romans policiers de Marco Schank, des ouvrages pour la

jeunesse de Roland Meyer, les écrits illustrés de l'écrivaine et musicienne Claudine Muno. Plusieurs livres se sont vu attribuer des prix littéraires locaux. La boutique en ligne où l'on retrouve le catalogue de la maison est encore accessible jusqu'au 31 juillet. L'issue pour le reste du fonds n'est pas encore précisée. FC

CARNET NOIR

René Witry,

architecte est décédé cette semaine à l'âge de 72 ans. Depuis une quarantaine d'années et dès après leurs

études à l'Université de Kassel, il travaillait avec sa femme Ursula. Ensemble, ils ont fondé le cabinet Witry&Witry, basé à Echternach. On leur doit des projets d'envergure comme la restauration du Château de Bourglinster, plusieurs écoles et crèches ainsi que des bâtiments résidentiels. René Witry s'est aussi illustré par sa grande maîtrise du bois dans la construction. Il a d'ailleurs été président du Cluster bois à sa création, fin 2016. « Il était une personnalité tout en retenue, généreux de ses gestes plus que de ses mots », a rendu hommage Marie Lucas, présidente du Luxembourg Center for Architecture. FC

Die Ästhetik der Eskalation

IIII Marc Trappendreher

Eine Analyse von Rodrigo Sorogoyens Kino anlässlich der Veröffentlichung seines Films *El ser querido*

Mit dem spanischen Regisseur Rodrigo Sorogoyen hat sich innerhalb weniger Jahre eine der markantesten Stimmen des europäischen Gegenwartskinos etabliert. Seine Filme beziehen ihre Intensität weniger aus spektakulären Wendungen als aus der kontrollierten Verdichtung von Situationen, Blicken, Bewegungen und Räumen. Menschen geraten in emotionale, politische oder soziale Konflikte, deren Dynamik sich schleichend zuspitzt, bis jede Form von Ordnung zu zerbrechen droht. Gerade darin liegt die Signatur seines Werks: Eskalation erscheint als grundlegendes Prinzip menschlicher Beziehungen und gesellschaftlicher Strukturen.

Sorogoyens Arbeiten zeichnen sich durch eine präzise Rauminzenierung, eine nervöse Rhythmik und die Nähe zu ihren Figuren aus. Die Kamera verfolgt ihre Bewegungen unmittelbar und versetzt den Zuschauer in direkte Teilhabe. Spannung entsteht aus minimalen Verschiebungen. Ein Blick, eine Pause oder eine veränderte Körperhaltung reichen aus, um Szenen mit unterschwelliger Bedrohung aufzuladen. Seine Filme besitzen dadurch eine fast körperliche Qualität; sie lassen Anspannung nicht bloß erkennen, sondern spüren.

Besonders deutlich wird dies in *El Reino* (2018). Der Film begleitet den Politiker Manuel López-Vidal während seines politischen und persönlichen Zusammenbruchs. Nachdem Korruptionsvorwürfe gegen seine Partei öffentlich werden, gerät er in einen Strudel aus Vertuschung, Loyalitätsverlust und wachsender Paranoia. Sorogoyen interessiert sich dabei weniger für die Korruption selbst als für die Dynamik ihrer Beschleunigung. Die Kamera verfolgt Vidal durch Hotelflure, Büros und nächtliche Straßen; die pulsierende Musik verstärkt den Eindruck einer unaufhaltsamen Vorwärtsbewegung. Korruption erscheint weniger als juristische Kategorie denn als Zustand innerer Erosion. Immer wieder verharrt die Kamera in Großaufnahmen seines Gesichts und registriert Angst, Erschöpfung und Verzweiflung. Die gesellschaftliche Krise materialisiert sich unmittelbar im Körper der Hauptfigur. Die Spirale aus Verleugnungen und Lügen erhält dadurch beinahe physische Präsenz. Sorogoyen entwickelt ein bemerkenswert ambivalentes Verhältnis zu seiner Hauptfigur: Manuel Vidal bleibt moralisch fragwürdig, gewinnt jedoch zugleich eine eigentümliche Verletzlichkeit, die den Film über den politischen Thriller hinausführt.

Auch *Madre* (2019) kreist um einen Prozess emotionaler Destabilisierung. Bereits die Eröffnungssequenz besitzt außergewöhnliche Intensität. Über mehrere Minuten verfolgt Sorogoyen ein Telefongespräch zwischen einer Mutter und

Gesellschaftliche Krisen manifestieren sich bei Sorogoyen niemals abstrakt, sondern in Körpern, Stimmen und zerstörten Beziehungen

ihrem kleinen Sohn, der allein an einem Strand zurückgelassen wurde. Die Kamera verlässt Elena kaum; jede Sekunde dehnt sich unter dem Eindruck drohender Katastrophe. Der eigentliche Film setzt Jahre später ein und entfaltet sich als Meditation über Erinnerung, Verlust und Sehnsucht. Zeit erscheint hier als offene Wunde. Elena bewegt sich durch eine Gegenwart, die vom Verschwinden ihres Sohnes vollständig durchdrungen bleibt. Sorogoyen interessiert sich weniger für Aufklärung als für die Frage, wie ein Trauma die Wahrnehmung der Wirklichkeit verändert und jede neue Beziehung von verdrängten Hoffnungen überlagert wird. Immer wieder kehrt Sorogoyen zum Meer zurück, dessen ruhige Oberfläche eine tiefe Unruhe verbirgt. Kleine Begegnungen und verdrängte Hoffnungen verdichten sich allmählich zu einem Zustand innerer Zerrüttung. Gegen Ende gewinnt der Film erneut eine beinahe paranoide Energie und spiegelt Elenas zunehmenden Kontrollverlust.

Seinen vielleicht komplexesten Ausdruck findet Sorogoyens Ästhetik der Eskalation in *As bestas* (2022). Der Film erzählt von einem französischen Paar, das sich in einem abgelegenen Dorf Galiciens niederlässt und dort in einen immer aggressiver werdenden Konflikt mit zwei Brüdern gerät. Aus einem Nachbarschaftsstreit entwickelt sich Schritt für Schritt ein Drama über Territorialität, soziale Perspektivlosigkeit und die fragile Ordnung gemeinschaftlichen Zusammenlebens. Die Eskalation vollzieht sich in Blicken, Schweigen und kleinen Demütigungen. Nach und nach verwandeln sich Ressentiments in offene Feindseligkeit, bis Gewalt unausweichlich erscheint. Territorialverhalten, Rudelinstinkte und aggressive Besitzansprüche verleihen dem Film eine beinahe archaische Dimension. Besonders eindringlich wirkt dabei

die Entscheidung, die imposante Landschaft Galiciens kaum in befreienden Totalen zu zeigen. Stattdessen verdichtet Sorogoyen den Raum zunehmend durch nahe Einstellungen und enge Bildkompositionen. Gewalt erscheint dadurch weniger als plötzlicher Ausbruch denn als lange vorbereitete Konsequenz unausgesprochener Spannungen. Zugleich verweist der Konflikt um die Windräder auf größere gesellschaftliche Entwicklungen. Gesellschaftliche Krisen manifestieren sich bei Sorogoyen niemals abstrakt, sondern in Körpern, Stimmen und zerstörten Beziehungen.

Auch in *El ser querido* setzt Sorogoyen seine Untersuchung eskalierender Beziehungen fort. Im Zentrum steht ein Regisseur, der versucht, über einen gemeinsamen Film wieder Zugang zu seiner entfremdeten Tochter zu finden. Die emotionale Spannung entsteht aus minimalen Bewegungen zwischen Nähe und Distanz. Die Kamera reagiert unmittelbar auf die „emotionale Temperatur“ der Figuren und verwandelt jede Veränderung der Beziehung in eine räumliche Bewegung innerhalb des Bildes. Zugleich reflektiert der Film die Macht der Bilder selbst. Der Vater blickt auf seine Tochter meist über Monitore, Kameras oder filmische Apparaturen. Nähe erscheint dadurch fragil und vermittelt. Darin liegt zugleich etwas Zärtliches und Beunruhigendes. Der Film deutet an, dass dieser Vater Nähe nur noch über Inszenierung herstellen kann. Erinnerungen wirken wie Szenen, die arrangiert werden müssen, während das Kino selbst zum Austragungsort eines Konflikts zwischen Kontrolle und emotionaler Wahrheit wird. Die Eskalation entsteht aus dem Versuch, emotionale Kontrolle über Bilder zurückzugewinnen, während die eigentliche Beziehung zunehmend entgleitet.

Rodrigo Sorogoyens Kino entwirft damit ein präzises Bild moderner Krisenerfahrungen. Seine Filme zeigen Menschen, die sich in Zuständen permanenter Überforderung bewegen und deren Konflikte sich langsam verdichten. Eskalation erscheint dabei weder als spektakulärer Ausnahmezustand noch als bloßes dramaturgisches Mittel. Sie bildet den verborgenen Zustand einer Gegenwart, deren soziale, politische und emotionale Ordnungen zunehmend fragil geworden sind. Charakteristisch ist dabei, dass gesellschaftliche Prozesse niemals abstrakt erscheinen. Politische Korruption, ökonomischer Wandel, familiäre Entfremdung oder individuelle Trauer werden stets über Körper, Räume und konkrete Beziehungen erfahrbar gemacht. Gerade daraus bezieht Sorogoyens Kino seine besondere Intensität. In dieser Verbindung von psychologischer Präzision, formaler Strenge und gesellschaftlicher Beobachtung liegt die Besonderheit seines Werks. ●

El ser querido
Rodrigo Sorogoyens
neuester Film



L'art voyage à travers les cantons

IIII Adèle Wester

Douze œuvres de la collection du Mudam sont en goguette à travers les douze cantons du Luxembourg. Avec *Dodeka*, le musée célèbre ses vingt ans en faisant sortir sa collection de ses murs



Su-Mei Tse à Diekirch

Douze œuvres de la collection du Mudam quittent les réserves du musée pour voyager dans chacun des douze cantons du Luxembourg, portant l'art contemporain au cœur des régions. De Wiltz à Echternach, de Clervaux à Remerschen, les œuvres s'installent dans des châteaux, des églises, d'anciens sites industriels ou des médiathèques, révélant à chaque fois une nouvelle facette selon l'esprit du lieu.

Chaque œuvre est accompagnée d'une activation pensée spécifiquement pour son lieu d'accueil : performance, concert, lecture, balade ou workshop. Loin d'être de simples animations, elles constituent un prolongement des œuvres et ouvrent une fenêtre sur le contexte local. Ainsi, dans l'église Saint-Laurent de Diekirch, le 1^{er} août, la sculpture *Vertigen de la Vida* de Su-Mei Tse trouvera une résonance dans les improvisations de Charel Breisch à l'orgue et au piano. Ailleurs, le

parcours permet également de découvrir des lieux plus singuliers, comme l'œuvre d'On Kawara au musée de l'Ardoise à Haut-Martelange.

Dodeka ne se contente pas d'exposer des œuvres : elle invite à traverser le Luxembourg autrement, à regarder ce qui existe déjà avec une attention renouvelée. Cette approche rejoint les réflexions de Lucy Lippard sur l'art lié au territoire. Dans *The Lure of the Local*, elle écrit : « To read a landscape in the geographical sense is to read its history in land forms and built structures, behind which lie the stories of the people who made that history ».

C'est précisément ce que propose *Dodeka* : lire les œuvres à travers les strates d'histoire des lieux qui les accueillent. La balade guidée par Frank Rockenbrod sur le sentier Schumannseck à Wiltz, où l'on peut voir les traces des combats les plus meurtriers de la bataille des Ardennes de 1944 à 1945, en est un bon exemple. Avec *Dodeka*, l'art contemporain dialogue avec le patrimoine luxembourgeois au fil de performances, concerts et rencontres pensés pour chaque lieu.

Le lieu devient le décor actif dans lequel l'œuvre se déploie. Après tout, le sous-titre du projet, *12 œuvres pour 12 cantons*, affirme déjà cette relation fondamentale au territoire. Nul besoin d'être familier du Mudam pour découvrir une œuvre de Sin Wai Kin ou Etel Adnan, ou assister à une performance de He Sun au Centre national de littérature de Mersch.

Lucy Lippard insistait également sur le fait que l'art le plus juste dans un contexte local est souvent celui qui ne cherche

pas à dominer le lieu, mais agit par résonance discrète, par indices et par présence. *Dodeka* suit cette logique : les œuvres ne s'imposent pas, elles cohabitent. Le projet mêle les diverses disciplines, musique, sculpture, performance, patrimoine et littérature coexistent sans hiérarchie. Tout est pensé pour créer les conditions d'une attention réelle au lieu et à ce qui s'y joue.

Le spectateur joue ici un rôle central : son regard et son déplacement deviennent aussi importants que l'œuvre ou le programme lui-même. À chaque étape, le visiteur est invité à marquer son passage en collectionnant dans son livret *Dodeka* un tampon inédit associé à l'œuvre exposée. Cette attention au public contraste avec une conception moderniste de l'art que Lucy Lippard critiquait déjà : « Within the individualist tradition of modern art, any regard for audience is often scorned as a restriction, or even censorship ». *Dodeka*, au contraire, met le spectateur au premier plan sans simplifier les œuvres.

Le projet révèle enfin une dichotomie intéressante entre le caractère international de la collection du Mudam et la force patrimoniale du territoire. En installant des œuvres conçues dans un contexte global dans des lieux chargés d'histoire locale, qu'il s'agisse de la mémoire de la Seconde Guerre mondiale à Wiltz, du passé sidérurgique d'Esch-Belval ou de l'imaginaire médiéval de Vianden, *Dodeka* crée des dialogues parfois dissonants, parfois très justes.

Aussi, cette décentralisation pourrait-elle peut-être devenir le point de départ d'un changement de paradigme. ●

Éloge du banal

IIII Marianne Brausch

Clio Van Aerde sculpte en sociologue un portrait du balai, l'outil au bas de l'échelle sociale

Quoi de plus parlant qu'un balai et les gestes de va-et-vient de son maniement, pour évoquer la répétition d'un travail ennuyeux, fatigant et toujours à recommencer ? Clio Van Aerde s'en était servie comme partenaire et adversaire de son corps en 2024 dans la performance *Work it - Poetics of Bodies at Work*. Elle le sculpte cette fois dans l'exposition *working hard on working less*. C'est la phase finale de sa recherche sur un objet banal.

Manier le balai, toujours avec son corps mais en sculptrice, est le résultat d'une résidence au tout début de l'année à la Kulturfabrik à Esch, sous le titre *Dissident Brooms*. Cette autre forme de confrontation de l'artiste est par ailleurs la deuxième présentation au foyer du Escher Theater, curatée par Danielle Igniti, dans le cadre d'une initiative de la Ville d'Esch, *Trampoline*. Un tremplin trisannuel pour des jeunes créateurs du sud du pays et de la Grande Région, pour leur offrir un solo-show qui les confronte à l'espace de la galerie. Pour Clio Van Aerde, 34 ans, diplômée de l'Akademie der Bildenden Künste Wien, qui cumule les scénographies et créations de costumes au Luxembourg et à l'étranger, c'est la première expérience « statique », elle, qui est plus dans l'air du temps avec ses créations artistiques autour de l'objet et du corps en mouvement.

Aussi, dans cette présentation regrette-t-on de ne pas voir sa performance dansée. Cela n'enlève rien à la qualité de son inventivité comme sculptrice, mais le grand public aurait peut-être un accès plus facile aux formes sculptées présentées dans *working hard on working less* pour mieux comprendre que la chorégraphe, *plie* le balai, alors que quand il est son partenaire physique, elle *s'y plie*. Comment d'ailleurs sculpter un manche et un balai brosse ?

Clio Van Aerde s'appuie sur des expressions populaires qui permettent immédiatement de comprendre. *Lidderhannes* est adossé à une colonne du foyer comme si le manche était un bras ; dans *Coup de barre* la fatigue le tort, la brosse est étalée au sol comme des pieds fourbus. On laissera au visiteur deviner la forme de bagarre que Clio Van Aerde donne à *Rapp a Klapp*. On peut aussi apprécier l'humour et l'ironie d'un volet anthropologique. Dans *Drecksarbecht*, des pelles à balayette, remplies de sciure et de poussière provenant du travail de sculpture sont exposées dans des vitrines sous verre, tel des objets muséaux.

Clio Van Aerde n'oublie pas l'analyse sociologique et la critique politique de la société. Une partie de l'exposition est un hommage aux *workingpoors*, à ces hommes et ces femmes qui s'échinent à passer le balai la nuit, à dépoussié-

rer, à vider les corbeilles à papier. Un travail sans fin où il vaut mieux *Se serrer les coudes* (deux balais s'appuient l'un contre l'autre). Dans *Assemblée générale*, les balais sont réunis autour d'un seau en plastique comme les puissants autour d'une table de conseil d'administration. Les négociations sociales sont difficiles : dans *Tripartite*, les manches poussent chacun dans un sens opposé, le balai fait alors du sur place.

Clio Van Aerde est une fine observatrice des fonctionnements de la société. Qui, sinon une artiste, dressera un monument aux *Working Class Heroes* ? « W » en chiendent, en coco, en tampico, en paille de riz, en fibre animale, en fibres métalliques, en fibres synthétiques sont élevés au rang d'hommage sous la forme de sculpture sur socle.

L'artiste a la particularité de savoir donner forme et corps à ce que le philosophe Maurice Merleau-Ponty (1908-1961), a appelé la phénoménologie de la perception. « La structure du comportement » et « La Phénoménologie de la percep-

tion » n'ont pas de secret pour Clio Van Aerde qui en donne des illustrations percutantes. Lauréate du Prix Edward Steichen en 2024, en résidence à New York, elle a marché au ralenti dans le métro new yorkais avant de se fondre dans le rythme de la foule (*Slow-Motion Walk at Union Square, vidéo*).

Une *Aliénation* dont le rythme est marqué par une horloge en balayettes qui tournent à l'envers dans *working hard on working less*, comme la marche qu'elle réalisa pour son diplôme de chorégraphe (2024 à l'ArtEZ University d'Arnhem). Quel est l'avenir dont seule Clio Van Aerde sait pour l'instant le chemin de pensée ? Deux peintures sur des longues bandes de papier blanc se glissent parmi les sculptures : *Balayage* peint au rythme des balais (acrylique sur papier) et l'empreinte *Au pas de ses chaussures*. ●

working hard on working less est à voir jusqu'au 30 juin au foyer du Escher Theater



Le balai comme symbole du travail manuel

Abstraction lyrique

IIII Loïc Millot

Dessins, estampes et peintures rendent hommage à l’œuvre d’Olivier Debré, chef de file de la Nouvelle École de Paris

Bien connu au Luxembourg, où ses toiles sont depuis longtemps appréciées des collectionneurs, Olivier Debré (1920-1999) fait l’objet d’une exposition à l’école Jean Prouvé de Vantoux, devenue galerie d’art depuis 2024. Son titre, *La couleur des jours meilleurs*, relie l’élément chromatique cher à Olivier Debré à l’optimisme de Jean Prouvé, souvent désigné comme « l’architecte des jours meilleurs ». Un titre qui rappelle la formation d’Olivier Debré, lorsque, jeune étudiant aux Beaux-Arts de Paris, il était disciple de Le Corbusier. L’affinité première du peintre pour l’architecture est revisitée ici à l’aune de la structure conçue par Jean Prouvé, qui n’est d’ailleurs pas exempte de tentation coloriste. Les fusains, lithographies, encres et toiles réunis à cette occasion partagent avec le lieu une certaine modularité, ce que démontre la scénographie assurée par Nathan Chicheportiche. Dans cette optique, certaines pièces exposées sont renouvelées chaque mois, selon un principe de rotation, de mise en déplacement de la peinture.

Si Olivier Debré avait été susceptible, son nom nous serait peut-être inconnu aujourd’hui. En 1941, lors d’une exposition en pleine Occupation, le jeune homme présente une toile dont il est particulièrement fier, *La petite fille dans l’herbe* (1941). Picasso, présent dans la salle, lui adresse une remarque assassine : « C’est de la peinture de vieux. » La pique sert de déclic. Se rapprochant du maître espagnol, Olivier Debré fait la rencontre de Hans Hartung, d’Atlas ou de Pierre Soulage, avant de s’imposer, à la Libération, comme l’un des principaux représentants de l’abstraction lyrique. Pleinement inscrit depuis dans la scène contemporaine de son époque, le peintre français a entamé au cours de sa carrière un dialogue continu avec les arts voisins. Il est notamment connu pour avoir réalisé en 1987 le fameux rideau de la Comédie française, une œuvre monumentale de 22 mètres de long.

À Vantoux, l’œuvre d’Olivier Debré est mise en dialogue avec l’architecture graphique de Prouvé. Ainsi, une toile de petit format trouve un parfait refuge sous le compas de la pièce centrale de l’espace d’exposition. Tous deux partagent la même couleur, un rouge mêlé de tons orange et jaune, tel qu’on le rencontre, justement, devant le rideau de la Comédie française. Il y a fort à penser, selon son titre prémonitoire (*Rideau rouge*, 1985), que le tableautin en constitue un

élément préparatoire, l’une des variantes ayant précédé son exécution finale. Son cadre rectangulaire est une délimitation matérielle qu’il a en commun avec le rideau de scène, dans un rapprochement entre les arts plastiques et les arts de la scène. L’emplacement inédit de ce tableau au sein du compas de Prouvé démontre combien la perception d’une œuvre est conditionnée par le lieu qui l’accueille. En regard de *Rideau rouge*, deux petites huiles remarquables, *Petite bleu mauve-Big Ben* (1983) et *Petite bleu de la Méditerranée*, sont vouées aux splendeurs contemplées de la Mare Nostrum. Leurs compositions ouvertes, sans ancrage défini où fixer le regard, sont similaires : des amas de matière se forment et se juxtaposent à chaque extrémité toiles, rompant avec la planéité de l’ensemble. La richesse de leurs textures étonne également. On y rencontre des aplats de couleurs où affleure le geste répété du peintre, mais aussi une présence matérielle de la toile et de son fin quadrillage. *Petite bleu mauve-Big Ben* fait apparaître de fines coulures et des effets d’évanescences obtenus par le recours à l’huile diluée. Surtout, il y a ce bleu

vibrant auquel Debré a donné son nom, à l’instar de Yves Klein.

Sur le pourtour du parcours, des fusains, encres et gravures forment un ensemble quasiment indistinct à l’œil. Tout y est pris dans un même geste, dans une même réflexion sur la répartition de masses noires et blanches et la répétition de lignes sinueuses. Parées d’une commune obscurité, différentes nuances et textures se révèlent de près, tantôt poudreuses lorsque l’artiste y ajoute du sable, tantôt granuleuses lorsqu’il recourt au fusain sur papier, ou encore aqueuse au moyen de l’encre noire. Provenant d’*Anatomie du sourire* (1993), un ouvrage illustré, les planches gravées sur papier sont présentées sur le modèle des modules architecturaux. On peut cependant regretter que les textes de Debré ne leur aient pas été associés, ce qui aurait permis de disposer d’une vue complète de cette œuvre. Délicats et épurés, ces signes expressifs nous invitent à méditer sur les notions de vide et de plénitude picturale. Elles attestent par ailleurs de l’influence de la calligraphie, un art auquel Debré était par-

ticulièrement sensible. On sait en effet que le plasticien a séjourné et exposé à plusieurs reprises au Japon, comme en témoigne l’ouvrage de Pierre Cabanne (*Olivier Debré*, 1991) dédié par Olivier Debré à un ami, un certain Hiroshi. On en a la pleine confirmation devant une encre sur papier de trois mètres de haut (*Sans titre*), qui se dresse devant nous, à la façon d’un kakémono. L’autre fleuron de l’exposition, après *Rideau Rouge* et cette encre immense, repose sur cette grande toile à l’huile qui vient clore le parcours et dont le titre mentionne les tons dominants (*Tout vert, tâches violette et jaune*, 1986). Immérgé dans la toile, le regard chemine toujours plus librement au sein de l’espace de représentation. Depuis les touches vives du peintre qui affleurent à la surface de la toile aux archipels de matière épaisse et irrégulière qui s’accumulent aux marges du canevase, la peinture d’Olivier Debré est un lieu spirituel ouvert sur l’infini. ●

La couleur des jours meilleurs d’Olivier Debré, galerie Nathan Chiche à Vantoux, jusqu’au 9 juin

AVIS



Avis de marché

Procédure : 11 européenne restreinte
Type de marché : Services

Date limite de remise des plis : 07.07.2026 10.00 heures

Intitulé :
Appel de candidatures en vue du financement des travaux de réaménagement et de mise en conformité du bâtiment Biotech (Laboratoires de Biotechnologie) à Esch-Belval.

Description :
– Financement des travaux.

Critères de sélection :
Les candidats sont priés de

transmettre les documents suivants via le portail des marchés publics :
– Une note présentant le candidat ;
– Les comptes annuels des 3 derniers exercices clos ;
– Une attestation d’inscription au registre professionnel du pays d’origine ;
– Les états datés de moins de 3 mois émanant du fisc et des établissements d’assurances sociales du pays de référence

relatifs aux obligations fiscales et de sécurité sociale du candidat ;
– Le Document unique de marché européen (DUME).

Conditions d’obtention du dossier :
Dossier à télécharger gratuitement sur le Portail des marchés publics (www.pmp.lu).

Réception des plis :
La remise des candidatures se

fera obligatoirement par voie électronique sur le Portail des marchés publics (www.pmp.lu).

N°. avis complet sur pmp.lu :
2601364

d’Lëtzebuenger Land

Fondé en 1954 par Carlo Hemmer, édité par Leo Kinsch de 1958 à 1983. Hebdomadaire politique, économique et culturel indépendant paraissant le vendredi. Publié par les Éditions d’Lëtzebuenger Land s.à r.l., R.C.B 19029, N° TVA LU 12 12 40 22. La reproduction des articles et illustrations est interdite sans l’accord écrit de l’éditeur. **Gérant Antoine Hron** (485757-1; ahron@land.lu), **Rédacteur en chef Peter Feist** (485757-24; pfeist@land.lu), **Rédaction France Clarinval** (485757-26; fclarinval@land.lu), **Stéphanie Majerus** (485757-35; smajerus@land.lu), **Erwan Nonet** (48 57 57-28; enonet@land.lu), **Sarah Pepin** (485757-36; spepin@land.lu), **Pierre Sorlut** (485757-20; psorlut@land.lu), **Bernard Thomas** (485757-30; bthomas@land.lu). **Mise-en-page Pierre Greiveldinger** (485757-34; pgreiveldinger@land.lu), **Photos** Sven Becker (485757-36; sbecker@land.lu), **Administration et publicité Yi Ren** (485757-32; yren@land.lu) **Édition et rédaction** 59, rue Glesener L-1631 Luxembourg **Courrier** Boîte postale 2083, L-1020 Luxembourg **Téléphone** 485757-1 **Fax** 496309 **E-mail** land@land.lu **Internet** www.land.lu **Facebook** d’Lëtzebuenger Land **Instagram** [letzebuenger_land](https://www.instagram.com/letzebuenger_land) **Impression** Editpress S.A. **Prix par numéro** 6,50 € **Abonnement annuel** 220,00 € **Abonnement étudiant/e** 95,00 € **Compte en banque CCPLULL** : IBAN LU59 1111 0000 5656 0000



La résistance en héritage

IIII Fabien Rodrigues

Sara Goerres fait figure de représentante nationale lors du TalentLab. Son *Chère Joséphine* part des correspondances secrètes de son grand-père Josy pendant la Seconde Guerre mondiale

L'année dernière, le Talent Lab soufflait dix bougies. Dix années d'expérimentations autour des arts de la scène qui en ont fait un rencard très attendu pour les plus férus de théâtre, d'opéra et de danse, mais aussi pour un nouveau public potentiel qui accroche au format du *work in progress*. Une formule qui marche également du côté des artistes, puisque pour ce nouveau cru, le Talent Lab annonce avoir reçu rien de moins que 102 candidatures, parvenues de 19 pays. Parmi les six projets sélectionnés pour le laboratoire 2026, une Luxembourgeoise donc : Sara Goerres.

Sara n'est pas une inconnue des scènes locales. Née et élevée au Luxembourg, elle a en effet commencé à se faire un nom en tant qu'assistante à la mise en scène sur plusieurs productions luxembourgeoises, aux Théâtres de la Ville, au TNL, au Kasemattentheater et au Théâtre du Centaure ; et ce après avoir étudié à la Freie Universität Berlin et la Sorbonne. Depuis, elle occupe également le poste de directrice de production, notamment pour la pièce *Von Wunden und Wundern* créée récemment par Sarah Kilter. Autour d'un verre ensoleillé au Mikrokosmos,

elle se confie tout sur ses premiers amours scéniques : « J'ai eu la chance d'avoir une maman qui m'emmenait régulièrement voir des pièces. Vers huit ou dix ans, j'ai aussi pratiqué la danse, et ma professeure Maryline, ancienne élève de l'école Pina Bausch, parvenait particulièrement bien à nous transmettre l'envie de la scène. Tout naturellement, j'ai intégré la troupe de mon lycée, puis la troupe First Steps des jeunes du TNL, qui permettait de créer une pièce. C'était ma première mise en scène et l'envie, déjà présente, s'est ancrée définitivement en moi. »

Fast forward jusqu'à la sélection 2026 du Talent Lab. Sara n'était pas la seule porteuse de projets luxembourgeoise à avoir postulé, et lorsqu'elle entend ses confrères et consœurs lui confier qu'ils n'ont pas été retenus, elle n'y croit plus vraiment non plus. « Pendant quelques jours, je n'ai même pas osé ouvrir le mail ! », image digne d'un épisode de *Gilmore Girls* pendant lequel le spectateur poireaute cinquante minutes avant de savoir si oui ou non Rory était acceptée à Yale... Mais c'est finalement une bonne surprise qui attend Sara pour *Chère Joséphine - La Résistance*, un mot ré-

current, son projet de seul en scène orbitant autour de la notion de résistance contemporaine et de la manière dont les résistants à travers le monde sont traités aujourd'hui. Une grande avancée pour une démarche de recherche déjà bien entamée. Depuis sa période universitaire, Sara Goerres réfléchit et échange avec des amis autour de leur histoire familiale respectueuse, notamment pour la période de la Seconde Guerre mondiale. À la maison, elle relit en effet des lettres de Josy Goerres, son grand-père, résistant luxembourgeois qu'elle n'a malheureusement jamais eu le plaisir de rencontrer car décédé avant sa naissance.

Pendant la guerre, Josy échange régulièrement par lettres codées avec son ami Albert, résistant lui aussi, basé en France et plus tard fusillé par le Reich. De ce côté de la correspondance, Sara retrouve évidemment plus de lettres écrites par Albert à Josy, à qui il s'adresse secrètement avec l'apostrophe « Chère Joséphine »... La menteuse en scène entame alors un travail documentaire, grâce à ces lettres, à des faux papiers d'époque, aux documents qu'elle trouve au Musée de la résistance d'Esch et à des témoignages. Elle s'adjoint

l'aide d'Anne Speltz, photographe documentariste, qui s'intéresse de son côté à la fonction très actuelle de passeur. « On est arrivé à une sorte de grande soupe et il était temps d'essayer de cuisiner quelque chose de pertinent avec tout cela », confie-t-elle avec le sourire. La porteuse de projet sélectionnée est à présent plus à l'aise avec l'utilisation de ce passé familial lourd, mais cela n'a pas toujours été le cas. « Pendant longtemps, j'ai eu l'impression de m'immiscer, de m'inviter dans cette correspondance et d'en faire quelque chose sans légitimité. Mais avec le temps et la progression, je le vois plus comme un vrai hommage à l'engagement et aux actions de Josy et Albert. C'était la bonne chose à faire alors et je trouve qu'il est important d'en parler, en ce moment plus que jamais. Certaines connaissances avec qui j'ai échangé sur le sujet ont un passé familial qui se trouvait de l'autre côté, c'est beaucoup plus difficile à assumer... »

À cette démarche documentaire, Sara Goerres souhaite joindre la réflexion : qu'est-ce que résister de nos jours ? Et aussi et surtout : pourquoi traite-t-on si mal celles et ceux qui résistent ? *Chère Joséphine* se veut ainsi être un pont entre passé et présent, dans un pays où la lutte contre le nazisme « est cultivée comme une partie intégrante de l'identité nationale », mais aussi « un projet d'aujourd'hui pour demain ». Pour Sara, qui s'estime privilégiée dans le contexte actuel, ce qu'on vit en ce moment appelle à s'interroger sur cette résistance et à se poser la question de la justice, de ce qui doit être fait et de la criminalisation de nombreuses formes de résistance, ou encore, sans aller jusque-là, de cet étrange « mais » qui peut faire son apparition lorsque l'on évoque certains gestes d'un courage pourtant tout sauf anodin... Pour traduire tout cela, un acteur sur scène, Maxi Götte, en dialogue avec lui-même ainsi qu'avec le



Sven Becker

Sara Goerres en
répétition au
Cercle Cité
cette semaine

public - et avec qui Sara se voit volontiers continuer l'aventure et développer la maquette après la présentation de ce week-end.

En cette dernière semaine de préparation, le Talent Lab se meut enfin en une semaine de répétitions, de conseils et de sessions de rencontres et d'échanges entre les différents porteurs de projets et leurs mentors. Une semaine qui enthousiasme Sara, encore en pleine phase d'édition. Quant à sa motivation personnelle à participer à la sélection 2026, elle est venue d'histoires et d'expériences d'éditions passées, mais aussi directement de Tom Leick-Burns, directeur des Théâtres de la Ville de Luxembourg, auprès de qui elle a su trouver un petit coup de pouce moral supplémentaire mais aussi « une explication plus simple sur le format, moi qui croyais qu'un projet devait déjà être bien plus abouti pour être sélectionné. » C'est d'ailleurs ce certains de celles et ceux qui ont tendance à lire les programmes en diagonale peuvent parfois reprocher au festival : son caractère hybride et expérimental, qui peut éventuellement effrayer. Mais bien au contraire : il est tout à fait excitant de se laisser porter par la dynamique de soutien, d'échange et de partage du Talent Lab, qui clôt chaque saison culturelle avec panache, de belles rencontres et, oui, possiblement, parfois, un « mais pourquoi? » toutefois fort bienvenu. Encore mieux en parler aux artistes et aux publics ? Dupliquer le format au vu du nombre de projets reçus ? Pourquoi pas, cette fois : après tout, le Talent Lab est certainement, lui aussi, un *work in progress* ! ●

Les projets travaillés durant le Talent Lab seront présentés sous forme de maquettes ce dimanche 7 juin au Grand Théâtre et aux Capucins

Petites fleurs de friche

IIII Robert Weis

Le bout du monde ? Il commence parfois à une heure de route. À moins de cent kilomètres de Luxembourg-Ville, dans les quatre directions de la Grande Région. Cette fois-ci à Montenach

Une matinée ensoleillée de mai sur les sept collines qui entourent Montenach, dans le pays de Sierck. Le calcaire affleure, le terreau est mince, l'herbe rase, et soudain, au détour d'un virage, la première fleur d'orchidée. C'est dans ce terroir peu fertile que s'est installée l'une des flores les plus remarquables de la Grande Région. L'orchidée sauvage pousse là où le sol est pauvre, dans ces friches souvent en marge des terres cultivées, s'imposant dans sa fragilité en choisissant précisément les bouts de paysage que l'agriculture a jugés inutiles. C'est dans ces recoins-là qu'elle déploie une élégance et une diversité qu'aucun horticulteur ne saurait reproduire.

Il y a là une des ironies subtiles de l'écologie : la richesse biologique naît de la pauvreté des sols. Là où l'azote abonde et où le tracteur est passé, la végétation s'uniformise et s'appauvrit ; là où rien ne pousse facilement, la diversité explose. Les orchidées sauvages sont le fruit de cette rigueur : elles ne tolèrent ni l'excès ni le confort. L'orchidée ne fleurit que quelques semaines par an, nous rappelant chaque printemps que la beauté est éphémère. Sa biologie est une ode à la collaboration entre les différentes formes du vivant : sa dépendance aux champignons mycorhizes, sa vulnérabilité et la beauté qui en découle, couplée à sa rareté, lui valent la protection de l'homme. 24 espèces aux noms évocateurs sont recensées sur le site

*La richesse
biologique naît de la
pauvreté des sols :
là où rien ne pousse
facilement, la
diversité expose*

de la réserve de Montenach – orchis homme pendu, bouc, pourpre, pyramidale, ophrys bourdon, mouche ou abeille – réparties sur une superficie totale de 107 hectares, couvrant les collines du Koppenackberg, du Löschenbruchberg, du Kremberg, du Felsberg, de l'Evendorferberg et du Klausberg, entre 225 et 325 mètres d'altitude. Lors de notre passage, nous avons pu apercevoir sept espèces différentes, au fil d'une sorte de chasse au trésor qui se déploie le long d'un sentier balisé de 2,8 kilomètres, permettant de découvrir la réserve dans toute sa variété : pelouses sèches à flanc de coteaux et ravins boisés creusés dans la roche calcaire du *Muschelkalk*, qui donne son caractère singulier au paysage.

Un caractère façonné aussi par la main de l'homme : jusqu'au milieu du vingtième siècle, l'agriculture et l'élevage pratiqués sur le terroir de Montenach ont permis l'épanouissement d'une flore d'orchidées déjà très appréciée et connue des botanistes et naturalistes de l'époque. Le bouleversement des pratiques agricoles d'après-guerre et l'arrêt progressif du pâturage ont malheureusement provoqué la disparition de certaines espèces, tandis que les parcelles trop pentues pour être mécanisées, progressivement délaissées, étaient occupées par un milieu forestier. Le géologue lorrain Nicolas Theobald a été le premier à dénoncer les conséquences de cet abandon sur la biodiversité. Une mise en garde qui a trouvé un écho auprès de la municipalité, qui obtint en 1985 le classement en réserve naturelle.

À l'issue de cette promenade botanique, une visite s'impose à la cave du domaine de la Klauss, toute proche. Repaire des épicuriens avec ses plus de 700 références de vins et spiritueux, ce sont pourtant les produits locaux qui ont retenu notre attention : la part belle revient aux carnivores, avec les viandes issues du domaine et de la chasse locale (fuseau lorrain de porc pur, terrines de canard confit, de sanglier aux cèpes, chevreuil au pinot gris de Contz), sans oublier une belle sélection de fromages et de confitures artisanales de Lorraine. ●

D'GEDICHT VUN DER WOCH

Harmonie

IIII Jacques Drescher



Sven Becker

Elo sëtzen se zesummen.
Ganz brav a konstruktiv:
Si laache fir eng Foto
A sinn nees positiv.

De Premier mécht sech Suergen
Als Papp vun der Natioun.
Am Land fënnt een eng Wunnecht –
Net ënnert der Millioun.

De Mindestloun ass schappeg;
De Chômage geet erop,
An d'Tripartite mécht weider,
Ganz ouni fix Env'loppe.

Si hu gutt diskutéiert;
Et ass scho bal de Glanz.
A wann se sech bis eens sinn,
Da ginn se an d'Vakanz.

Ministère de la Mobilité et des Travaux publics
Administration des bâtiments publics

Avis de marché

Procédure : 10 européenne ouverte
Type de marché : Fournitures

Date limite de remise des plis : 03.07.2026 10.00 heures

Intitulé : Fourniture et pose d'équipement audiovisuel à exécuter dans l'intérêt du European Convention Center Luxembourg – modernisation des installations techniques.

Description :
Fourniture et pose d'équipement audiovisuel :
– Écrans toute taille et équipement spécifique de conférence (projecteurs, LED Wall) ;
– Systèmes audio (micros, haut-parleurs...) ;
– Systèmes de conférences et de traduction ;
– Systèmes vidéos (caméras...) ;
– Autres systèmes audiovisuels ;
– Câblage et racks audiovisuels.
Les travaux sont adjugés à prix unitaires. La durée des travaux est de 255 jours ouvrables, à débiter le 1^{er} semestre 2027.

Critères de sélection : Toutes les conditions de participation sont indiquées dans les documents de soumissions.

Conditions d'obtention du dossier : Les documents de soumission peuvent être retirés via le Portail des marchés publics (*www.pmp.lu*). La remise électronique est obligatoire.

Réception des plis : Les offres sont à remettre via le Portail des marchés publics (*www.pmp.lu*).

N°. avis complet sur *pmp.lu* : 2601388



Avis de marché

Procédure : 11 européenne restreinte
Type de marché : Services

Date limite de remise des plis : 08.07.2026 10.00 heures

Intitulé : Appel de candidatures relatif aux services d'ingénieurs en génie civil en vue de la conclusion d'un marché négocié dans l'intérêt de la stabilisation et du désamiantage de la Halle des Soufflantes à Belval.

Description :
– Services d'ingénieurs en génie civil ;
– Stabilisation et désamiantage.

Critères de sélection : Les conditions de participations sont indiquées au dossier.

Conditions d'obtention du dossier : Dossier à télécharger gratuitement sur le Portail des marchés publics (*www.pmp.lu*).

Réception des plis :

La remise des candidatures se fera obligatoirement par voie électronique sur le Portail des marchés publics (*www.pmp.lu*).

N°. avis complet sur *pmp.lu* : 2601367



Société Nationale des Habitations à Bon Marché s.a.

Avis de marché

Procédure : 10 européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Date limite de remise des plis : 03.07.2026 10.00 heures
Lieu : SNHBM 2B, rue Kalchesbruck L-1852 Luxembourg
Intitulé : 3454_électricité & photovoltaïque, réf. KE2-23.
Description :
– L'exécution des travaux d'installations électriques & photovoltaïques de 22 maisons unifamiliales à Olm.

Conditions d'obtention du dossier : Le bordereau de soumission est téléchargeable sur le Portail des marchés publics.
Réception des plis : Le jour de l'ouverture avant 10.00 heures.
N°. avis complet sur *pmp.lu* : 2601435



Société Nationale des Habitations à Bon Marché s.a.

Avis de marché

Procédure : 10 européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Date limite de remise des plis : 03.07.2026 10.00 heures
Lieu : SNHBM 2B, rue Kalchesbruck L-1852 Luxembourg
Intitulé : 3423portes métalliques, réf. Ak7-1.
Description :
– L'exécution des travaux de portes métalliques de 4 immeubles résidentiels à Luxembourg.
Conditions d'obtention du dossier : Le bordereau de soumission est téléchargeable sur le Portail des marchés publics.
Réception des plis : Le jour de l'ouverture avant 10.00 heures.
N°. avis complet sur *pmp.lu* : 2601429



Syndicat Intercommunal de Dépollution des Eaux résiduaires du Nord (SIDEN)

Avis de marché

Procédure : 10 européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Date limite de remise des plis : 17.07.2026 11.00 heures

Lieu : L'ouverture de la soumission aura lieu dans la salle des soumissions affichée à la réception du bâtiment administratif du SIDEN, à Blesbruck, L-9359 Bettendorf.

Intitulé : Assainissement de la commune de Troisvierges.

Description :
– U1282-09 Construction d'un bassin d'orage de 380 m³ avec station de pompage et conduite de refoulement à Basbellain ;
– Équipements électromécaniques.

Critères de sélection :
– Nombre minimal des références pour des ouvrages analogues et de même nature : 3 références ;
– Chiffre d'affaires annuel minimum dans le métier concerné : 500 000 euros.

Conditions d'obtention du dossier : Sous peine de nullité, les documents de soumission sont à télécharger sur le Portail des marchés publics (*www.pmp.lu*).

Réception des plis :
Réception des offres : Conformément à la législation et à la réglementation sur les marchés publics, la remise et l'ouverture électronique des offres est obligatoire pour ce marché. Sous peine d'exclusion, les offres doivent être déposées sur le Portail des marchés publics (*www.pmp.lu*), avant les dates et heures fixées pour l'ouverture. Les offres sous forme de papier ne seront pas acceptées.

Autres informations : Le début des travaux est prévu pour septembre 2026 et le délai d'exécution est de 320 jours ouvrables.

N°. avis complet sur *pmp.lu* : 2601426

Le bureau du SIDEN:
Fernand Mergen, président ;
Romain Schroeder,
1^{er} vice-président ;
Georges Majerus,
2^{ième} vice-président ;
Marc Keilen, membre ;
Annie Nickels-Theis, membre.



Syndicat Intercommunal de Dépollution des Eaux résiduaires du Nord (SIDEN)

Administration communale d'Esch-sur-sûre

DEA - Distribution d'Eau des Ardennes

Avis de marché

Procédure : 01 ouverte
Type de marché : Travaux

Date limite de remise des plis : 17.07.2026 09.00 heures

Lieu : L'ouverture de la soumission aura lieu dans la salle des soumissions affichée à la réception du bâtiment administratif du SIDEN, à Blesbruck, L-9359 Bettendorf.

Intitulé : Assainissement de la commune d'Esch-sur-Sûre

Description :
– U5127-25 – Travaux de canalisation à Ringel.

Critères de sélection :
– Effectif minimum en personnel de l'opérateur économique occupé dans le métier concerné : 50 personnes ;
– Nombre minimal des références pour des ouvrages analogues et de même nature : 3 références.

Conditions d'obtention du dossier : Sous peine de nullité, les documents de soumission sont à télécharger sur le Portail des marchés publics (*www.pmp.lu*).

Réception des plis : Les offres sont à remettre à l'adresse et dans la salle prévue pour l'ouverture de la soumission ou à déposer sur le Portail des marchés publics (*www.pmp.lu*) conformément à la législation et à la réglementation sur les marchés publics avant les dates et heures fixées pour l'ouverture. Les offres sous forme papier doivent porter l'inscription « Soumission pour... ».

Autres informations : Le début des travaux est prévu pour novembre 2026 et le délai d'exécution est de 300 jours ouvrables.

N°. avis complet sur *pmp.lu* : 2601414

Le bureau du SIDEN,
le bureau de la DEA
et le collège des bourgmestre et échevins de la commune d'Esch-sur-Sûre.



Syndicat Intercommunal de Dépollution des Eaux résiduaires du Nord (SIDEN)

Avis de marché

Procédure : 10 européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Date limite de remise des plis : 17.07.2026 10.00 heures

Lieu : L'ouverture de la soumission aura lieu dans la salle des soumissions affichée à la réception du bâtiment administratif du SIDEN, à Blesbruck, L-9359 Bettendorf.

Intitulé : Laboratoire Siden.

Description :
– U3001-22 Extension du laboratoire central (1 600m2) - Travaux de façade et de toiture.

Critères de sélection :
– Effectif minimum en personnel de l'opérateur économique occupé dans le métier concerné : 50 personnes ;
– Nombre minimal des références pour des ouvrages analogues et de même nature : 3 références.

Conditions d'obtention du dossier :

Sous peine de nullité, les documents de soumission sont à télécharger sur le Portail des marchés publics (*www.pmp.lu*).

Réception des plis : Réception des offres :

Conformément à la législation et à la réglementation sur les marchés publics, la remise et l'ouverture électronique des offres est obligatoire pour ce marché. Sous peine d'exclusion, les offres doivent être déposées sur le Portail des marchés publics (*www.pmp.lu*), avant les dates et heures fixées pour l'ouverture. Les offres sous forme de papier ne seront pas acceptées.

Autres informations : Le début des travaux est prévu pour novembre 2026 et le délai d'exécution est de 450 jours ouvrables en plusieurs phases.

N°. avis complet sur *pmp.lu* : 2601427

Le bureau du SIDEN:
Fernand Mergen, président ;
Romain Schroeder,
1^{er} vice-président ;
Georges Majerus,
2^{ième} vice-président ;
Marc Keilen, membre ;
Annie Nickels-Theis, membre.

Ministère de la Mobilité et des Travaux publics
Administration des bâtiments publics

Avis de marché

Procédure : 10 européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Date limite de remise des plis : 07.07.2026 10.00 heures

Intitulé : Travaux d'installations électriques basse tension à exécuter dans l'intérêt de la modernisation des installations techniques et du parachèvement du European Convention Center Luxembourg.

Description :
– Travaux électriques générales ;
– Câblage ;
– Réseaux ;
– Tableaux électriques ;
– Dépollution de câbles ;
– Travaux de luminaires ;
– Adaptations techniques électriques ;
– Mise en place de luminaires spécifiques.

La durée des travaux est de 260 jours ouvrables, à débiter pour le 1^{er} semestre 2027. Les travaux sont adjugés à prix unitaires.

Critères de sélection : Toutes les conditions de participation sont indiquées dans les documents de soumission.

Conditions d'obtention du dossier : Les documents de soumission peuvent être retirés via le Portail des marchés publics (*www.pmp.lu*).

Réception des plis : Les offres sont à remettre via le Portail des marchés publics (*www.pmp.lu*).

N°. avis complet sur *pmp.lu* : 2601441

La complexité comme méthode

IIII Karolina Markiewicz

Edgar Morin s'est éteint le 29 mai 2026, à quelques semaines de ses 105 ans. Hommage

Résistant à vingt ans, sociologue et philosophe transdisciplinaire, Edgar Morin aura traversé un siècle en arpenteur, refusant la spécialisation comme on refuse une stigmatisation. On hésite à écrire qu'il nous a quitté : Un homme qui a fait de sa propre vie un objet d'examen constant ne disparaît pas, il lègue sa pensée. Ce qu'il nous laisse n'est pas un système stérile, mais une véritable méthode. Il faut se laisser penser et ce faisant, il faut se remettre en question.

Pour comprendre, il faut revenir à un de ses livres fondateurs, à savoir *Autocritique*. Publié en 1959 et réédité, Edgar Morin y raconte son adhésion au Parti Communiste en 1940, son anti-stalinisme, puis son exclusion en 1951. Mais il n'y fait pas qu'une confession. Il retourne contre lui-même le rituel stalinien de l'« autocritique » publique. Là où l'appareil exigeait l'aveu de la faute pour mieux se soumettre, Morin en fait un instrument de lucidité. Il ne se contente pas de dénoncer une idéologie, il interroge les ressorts intimes, affectifs et mystiques, qui l'ont conduit lui, comme des millions d'autres, à communier dans la « religion » du salut de la lutte finale, celle du genre humain. C'est dans cette réflexion que s'est formé le geste matriciel de toute son œuvre, s'inclure dans ce qu'on observe. On chemine à travers un récit qui souligne qu'aucune connaissance n'est innocente et qu'aucune certitude ne doit être définitive. Celui qui pense doit d'abord se mettre en défi de lui-même. Le courage du livre ne tient pas dans l'aveu facile, il tient dans la réflexion de l'erreur commise soi-même. Il appelait cela le récit d'une aventure spirituelle. On peut y lire l'acte de naissance d'un esprit libre, celui qui s'autorisera à changer d'avis. Autocritique est une méthode, celle de la pensée comme vigilance permanente.

Cette vigilance a une généalogie, et Edgar Morin n'a jamais caché sa dette envers Blaise Pascal. La pensée de la complexité entière tient dans une intuition des *Pensées*, car on ne peut pas comprendre les parties sans comprendre le tout, ni d'ailleurs le tout sans les parties. C'est-à-dire que tout est relié, mais notre connaissance découpe,

nos systèmes d'éducation isolent, compartimentent et produisent des vases clos. De Blaise Pascal vient aussi le goût des contraires qui sont maintenus ensemble, c'est ce qu'Edgar Morin nommera le principe dialogique. La vérité d'une chose passe par la coexistence de deux énoncés opposés. Et lorsque Blaise Pascal définit l'homme par l'une des plus belles images philosophiques, celle du « roseau pensant », qui est le plus faible de la nature mais lucide quant à sa fragilité, il dessine déjà la créature contradictoire qu'Edgar Morin appellera *homo sapiens-demens*, un être de raison et de déraison. Blaise Pascal a légué à Edgar Morin tout un tempérament, à savoir, l'audace de penser l'humain dans toute sa complexité.

C'est armé de cette lucidité que notre penseur disparu a posé sur notre époque, l'un de ses diagnostics les plus tranchants : nous sommes pris entre deux barbaries qui s'alimentent l'une l'autre. La première vient du fond des âges, la haine, le mépris, le fanatisme et la cruauté, jamais éteints et partout renaissants. La seconde est plus insidieuse parce qu'elle se croit civilisée : la barbarie glacée du calcul. Dès que l'on réduit le monde au chiffre, aux sondages et aux statistiques, l'humain disparaît dans sa propre humanité pour ne plus être qu'un objet mesurable et monétisable. Le drame contemporain, selon Edgar Morin, n'est pas l'une ou l'autre, mais leur alliance qui se déchaîne dans un monde déshumanisé. L'une et l'autre, ajoutait-il, sont désormais sans freins, la première parce que les digues morales ont cédé et la seconde parce qu'aucune sagesse ne vient plus affronter la puissance du chiffre. À ces deux barbaries, disait-il, il nous faut résister, sans illusion de succès, mais sans aucune résignation.

Pour penser cette barbarie, Edgar Morin trouve un allié naturel en Ivan Illich. Le critique de la société industrielle avait nommé, dès les années 1970, le mal même que celui qu'Edgar Morin décrit : la contre-productivité des institutions qui, passé un certain seuil, produisent l'inverse de leur promesse. La médecine engendre ses propres maladies avec la « némésis médicale » ; l'école

fabrique de l'ignorance ; le transport vole plus de temps qu'il n'en fait gagner et l'énergie surabondante engendre l'iniquité plus que la liberté. Ivan Illich avait nommé ce seuil, au-delà duquel l'outil se retourne contre l'homme, et c'est exactement la frontière qu'Edgar Morin trace entre une technique au service du vivant et une technique qui le dévore. À cette démesure, Ivan Illich proposait la convivialité avec une technique maîtrisée par les êtres humains plutôt que des êtres humains asservis à cette technique. On entend là une autonomie créatrice contre la dépossession technicienne. Et on entend là aussi presque mot pour mot, la résistance morinienne au règne du quantitatif. Et c'est là que se noue le fil écologique, bien penser des limites et refuser le dogme de la croissance pour réinscrire l'humain dans le vivant.

Edgar Morin fut écologiste bien avant que le mot ne devint un slogan. Dès 1993, avec Terre-Patrie, il proposait de penser notre identité planétaire. Nous sommes embarqués sur une même Terre, citoyens d'une communauté de destin. Son « écologie de l'action » prolonge la leçon d'*Autocritique* à l'échelle du monde. Toute action, une fois lancée, échappe à l'intention de son auteur et entre dans un jeu d'interactions et de rétroactions imprévisibles. D'où l'exigence d'une pensée capable de relier, cette reliance est un maître-mot. L'écologie morinienne n'est pas une spécialité de plus, elle constitue la forme concrète de la complexité : c'est l'art de tenir ensemble l'humain, le vivant entier et toute la biosphère. Elle rejoint en cela l'intuition pascalienne du tout et des parties, transposée à l'échelle d'une planète. Il ne sera pas possible de nous sauver séparément. Il faut absolument penser la Terre comme patrie, accepter des limites, congédier le mythe du développement infini, la compétitivité absurde et préférer la mesure juste à la démesure du toujours-plus.

Mais résister ne se réduit pas à se défendre. Edgar Morin a toujours su que l'homme ne vit pas seulement de prose, la part contrainte de l'existence, mais aussi de poésie. Lui aimait danser. Ces états de participation, d'amour et d'émer-

veillement c'est là où la vie se justifie d'elle-même. Vivre poétiquement n'est pas une posture d'esthète ou une simple coquetterie, mais c'est une nécessité anthropologique. La magie et l'imaginaire sensibles ne sont pas des résidus archaïques que la raison finira par dissiper, ils appartiennent à l'humain au même titre que le calcul. *Sapiens* et *demens* sont de ce fait indissociables, et prétendre amputer les êtres de leur poésie, c'est une façon de le mutiler. On revient à la pensée pascalienne : « Le cœur a ses raisons que la raison ne connaît point » et l'on comprend que la barbarie froide se combat par le réenchancement, par l'admiration, par les beaux récits aussi et la sublimation. Il faut rendre l'humain irréductible à sa mesure. La poésie devient alors, chez Edgar Morin, le nom de code de la résistance : ce qui ne se laisse ni calculer et ni vendre.

Entré en résistance en 1942, Edgar Morin, juif à l'origine et nommé à sa naissance David Salomon Nahoum, n'est jamais sorti de la résistance : il a seulement déplacé le front. Résister à l'Occupant, aux dogmatismes, aux fanatismes, à la cruauté comme au calcul. Ce fut toujours la même injonction, reformulée à mesure que le monde changeait de visage. « Optipessimiste », se qualifiait-il lui-même, c'est-à-dire volontariste. Voilà la décision lucide de tenir. C'est cela que nous laisse Edgar Morin en partant : une sublime consigne à reprendre à notre compte, celle de relier ce que l'on sépare et toujours douter de ses propres certitudes, mais surtout refuser que l'humain disparaisse dans les calculs, et puis vivre malgré tout et contre tout en relevant la poésie le plus souvent possible. Son message ultime restera : arrêter de vivre en somnambules et sans perspectives, dans l'immédiat. En somme, il faut se remettre en résistance. ●

Pour écrire ce texte, l'autrice a relu des fragments de l'œuvre d'Edgar Morin qui comporte près d'une centaine de textes. Elle s'est aussi basée sur *l'Heure Bleue* sur Edgar Morin et *Autocritique*, de Laure Adler sur France Inter (six épisodes entre 2018 et 2023)



Edgar Morin reçu à l'Unesco pour son centième anniversaire en juillet 2021

S

T

|

L

land
05.06.2026

Preuve par l’image

IIII Cyril B

Encore aujourd’hui, après un accident de voiture, on doit sortir son stylo pour griffonner un schéma illustrant les circonstances du malheureux événement. Les générations futures ne nous croiront pas quand on leur racontera que, en 2026, les voitures étaient prêtes à la conduite autonome, mais qu’on avait encore besoin de quelqu’un pour remplir manuellement des constats à l’amiable. On pourra expliquer comment un rectangle figurait chaque véhicule vu de dessus, un triangle le sens de circulation, des flèches les directions approximatives, et des croix les impacts. On leur racontera comment le stress de la situation, l’encre séchée par un séjour prolongé du Bic dans la boîte à gants, la finesse du papier carbone qui imposait fermeté et retenue, les aléas climatiques et l’inconfort d’un support constitué par le capot d’une voiture (peut-être cabossé) contribuaient au côté périlleux de l’exercice. Il est étonnant que ceci n’ait pas été remplacé par une séance de photographies prises avec nos téléphones, ou par une extraction des informations provenant des innombrables capteurs qui ont rendu la plupart des autos plus intelligentes que leurs conducteurs.

En effet, désormais, de nombreuses situations de la vie courante nécessitent un cliché ou une petite vidéo, et pas forcément pour partager un bon moment, une assiette magnifiquement dressée ou un coucher de soleil pittoresque. Les images ne servent plus seulement à illustrer, mais à prouver ce qui a été fait, le résultat obtenu, ou l’étendue des dégâts dans le pire des cas.

Ainsi, chaque vendeur publie une photo à côté de sa petite annonce, puis en envoie une à l’acheteur quand il poste son colis, que le livreur immortalisera également pour montrer dans quel buisson il l’a caché en votre absence, et dont l’acheteur pourra filmer l’ouverture, soit pour une séance d’*unboxing* (s’il a moins de trente ans) soit pour effectuer une éventuelle réclamation au cas où ce magnifique lot de 80 verres à pied en cristal de Bohème ne serait pas dans l’état attendu.

Le phénomène tend à se généraliser. De nombreux professeurs de secondaire demandent à leurs élèves de leur envoyer par Teams une photo prouvant qu’ils ont bien terminé l’exer-

cice avant minuit. Certains dermatos vous invitent à immortaliser vos grains de beauté à fréquence régulière. Les assurances complémentaires santé se basent maintenant sur de simples photographies des ordonnances et des tickets de caisse des pharmacies. Pour revenir au domaine automobile, peu d’entre nous regretteront l’épreuve du check-out dans l’agence de location de voitures, remplacé par une séance de shooting sous tous les angles, pour repérer les micro-rayures et les coups sur le pare-chocs qui doubaient le budget vacances. Autant à l’arrivée il semblait tout naturel d’être pressés de quitter l’aéroport et rejoindre son lieu de villégiature, autant au moment de rendre le véhicule, l’employé de l’agence de location prenait tout le temps nécessaire pour jouer à l’expert de la police scientifique à la recherche du moindre soupçon d’égratignure superficielle sur les jantes.

Un petit tour dans la galerie d’images de nos téléphones permettra à chacun de retrouver des photos floues de nos mains tenant les objets les plus improbables avec la nappe de la salle à manger en arrière-plan, pour prouver notre identité, notre âge, la fraîcheur d’un bouquet de fleurs ou la pauvreté de la garniture d’une pizza. Pour certains travaux, des procédures prévoient même que les techniciens immortalisent les différentes étapes prévues pour attester de leur bonne exécution.

À l’ère du soupçon et de l’évaluation permanente, où râler semble devenu le hobby le plus répandu, au resto comme au boulot, en auto comme sur les réseaux sociaux, on pourra peut-être regretter que le contrôle ait remplacé la confiance. Mais on se consolera en pensant aux futures générations, à qui l’on pourra expliquer que, de notre temps, il restait encore de fugaces moments où l’être humain pouvait laisser sa fibre artistique s’exprimer librement, que ce soit pour adresser un dessin à son assureur ou envoyer à une administration une photographie de sa carte d’identité avec vue sur ses orteils en arrière-plan. ●

La preuve par l’image



K O C H S H O W

Kartoffeln und Kachkéis

„Mit so einer Mutter kann ein Sohn einfach nur ...“, sagt Roland Trettl in der Vox-Sendung *Kitchen Impossible*



an Pfingstsonntag über Louis Linster. Man denkt nun, er wird das Unvermeidliche behaupten: „...ein guter Koch sein“. Aber nein – Louis, der Sohn von Léa Linster, habe auch Herzlichkeit in die Wiege gelegt bekommen. Der Südtiroler Chefkoch Trettl kennt die luxemburgische Madeleine-Köchin gut; er ist seit über 20 Jahren mit Léa Linster befreundet. In der Kochshow geht es darum, eine Spezialität eines örtlichen Spitzenkochs ohne Kenntnis der Zutatenliste nachzukochen.

Trettl kauft für Louis’ Saibling mit Dashi-Beurre-blanc schließlich unter anderem einen Haufen Kartoffeln und *Kachkéis* ein (Schleichwerbung für Luxlait?). Die lakonischen Kommentare von Louis dazu dürften Zuschauer zum Schmunzeln bringen: „Was will er damit machen? Ich weiß es nicht ...“ Er denke wohl, Luxemburger seien Kartoffelfresser. Kartoffeln kochen sei jedoch eine *valeur sûre*, meint Trettl. Dann wird Louis fachlich: Roland Trettl beizte den Fisch trocken mit

„Zucker und Salz“; Trettl aber sei mit Salzlake verfahren und „habe die Textur verändert“, grummelt er – hier und da habe er Fehler gemacht und „den Geschmack verfälscht“. Eine Verfälschung, die einem normalsterblichen Esser jedoch kaum auffallen dürfte. Doch Louis ist in der Top-Liga unterwegs: 2017 erhielt der mittlerweile 34-Jährige den ersten Michelin-Stern für das Restaurant seiner Mutter in Frisingen, 2024 wurde er von Gault&Millau zum Koch des Jahres gekürt, und Anfang 2025 erhielt er seinen zweiten

Stern. Während der Sendung fand Trettl zudem „ein Waffeleisen mit so Rillen...“ in der Küche von Linster: Aber Waffeln sind dem Südländer fremd: „So einen Scheiß habe ich noch nie gemacht“, wird es sprachlich auch schon mal deftiger. Das kontrastiert mit den trockenen Kommentaren von Louis, die deshalb umso mehr sitzen. Mit ein bisschen Training wird der Frisinger Spitzenkoch nicht nur am Herd Sympathien für sich gewinnen, sondern auch vor der Kamera. Das hiesige

Tourist Office war ebenfalls am Dreh des deutschen Privatsenders beteiligt. Man wollte ein paar schöne Bilder von Luxemburg-Stadt unterbringen – ein bisschen Schleichwerbung für Städtetourismus. SM

PRINTED IN LUXEMBOURG